

KOMMENTAR

Die Hufeisen-Jugend

Junge Deutsche wählen radikal. Bei der Bundestagswahl wurde die Linkspartei mit 25 Prozent der Stimmen unter den 18- bis 24-Jährigen stärkste Kraft, gleich dahinter mit 21 Prozent die AfD, während sich die angeblichen Volksparteien Union und SPD mit 13 und 12 Prozent in erschreckendem Tempo der Einstelligkeit annähern. Was alles andere als ein Ausreißer ist, denn auch bei den Landtagswahlen zeigt sich ein ähnliches Bild; ältere Generationen bleiben tendenziell der politischen Mitte treu, während jüngere ihr Heil bei den losungstarken Links- und Rechtsaußenparteien suchen.

Die einfachste Erklärung für die Anfälligkeit der Jugend für Scharfmacher liegt in den Bildungsergebnissen: Pisa schlägt sich mit einer gewissen Verzögerung im Wahlverhalten nieder. Und beschönigen lässt sich bei der schulischen Bildung kaum noch etwas, der Abwärtstrend hat sich über Jahrzehnte verfestigt.

Die letzte große Hiobsbotschaft kam erst im Oktober mit dem IQB-Bildungstrend, laut dem Neuntklässler jetzt in etwa auf dem Niveau liegen, das Achtklässler noch vor sechs Jahren erreichten. Ein ganzes Bildungsjahr wurde mal eben verloren. Betroffen vom Leistungsverfall in den Schulen sind nicht nur – schlimm genug – die Kompetenzen in Mathematik, in den Naturwissenschaften und beim sinnerfassenden Lesen, sondern auch bei grundlegenden Fähigkeiten, die einmal ein selbstverständlicher Teil des humanistischen Bildungsideals waren: etwa das Vermögen, selbstständig komplexe Probleme erfassen zu können.

Dass bei solchen Defiziten die einfachen Losungen von Links- und Rechtsaußen leicht verfangen, liegt auf der Hand. Die einen versprechen ein Sozialstaatsparadies, würden nur erst die Reichen an die Kandare genommen, die anderen ein angenehmes Leben, wird den Ausländern ans Leder gegangen. Verschärfend kommt die Aufmerksamkeitsspanne hinzu, die in dieser Alterskohorte erschreckend kurz ist. Wofür TikTok nicht nur eine Mitverantwortung trägt, sondern was die chinesische Social-Media-Plattform auch zur perfekten Wahlkampfmaschine für Schreihälse macht: einfache, grelle Botschaften statt komplexer Problemanalysen und -lösungen. Weshalb Linkspartei und AfD auf TikTok auch die Parteien der Mitte um Längen hinter sich lassen, es ist für sie das perfekte Biotop.

Und schließlich der Geschichtsunterricht. Wenn an den Schulen das 20. Jahrhundert und die beiden deutschen Diktaturen angemessen unterrichtet würden, stießen Linkspartei und AfD bei Jungwählern auf deutlich mehr und fundiertere Ablehnung. Aber das niedrige Bildungsniveau ist keine hinreichende Erklärung für das Wahlverhalten. Wer die Radikalisierung damit erklärt, dass die Gen Z nun einmal dumm (o. Ä.) sei, greift zu kurz und macht es sich, aber auch dem Staat und den Parteien der Mitte entschieden zu leicht. Denn zur Wahrheit gehört auch, dass

TOBIAS
BLANKEN

die gegenwärtige Politik die Jugend in die Arme der Rattenfänger treibt. Am augenfälligsten beim „Wir dürfen die Generationen nicht gegeneinander ausspielen“-Singsang, der immer exakt dann angestimmt wird, wenn es darum geht, Rentenleistungen abzusichern. Denn natürlich gibt es einen Konflikt zwischen den jungen Beitragszahlern und den alten -empfängern. Dieser wird ein ums andere Mal auf Kosten der Jugend entschieden. Zuletzt beim Rentenpaket 2025, durch das die Berufsanfänger am stärksten belastet werden.

Oder auch beim Wohnungsmarkt. Über Jahrzehnte wurde dieser auf Substanz gefahren, der Neubau blieb hinter der steigenden Nachfrage zurück. Weshalb die Miete vor allem eine Richtung kennt, nach oben. Und zu den großen Verlierern gehört auch hier die junge Generation, denn die Mietmarkt-Regulierung schützt vor allem die Etablierten, die schon haben. In Berlin etwa hat „Altmietvertrag“ nicht von ungefähr einen ähnlich schönen Klang wie „Mercedes“ oder „Urlaub“ bekommen. Und wenn ein junger Deutscher zwei Drittel des Monats nur für die Miete einer Zwölf-Quadratmeter-Wohnung arbeiten muss, kommen ihm womöglich Bruchpiloten-Konzepte wie die Vergesellschaftung von Wohnraum wie eine Verheißung vor – die Not treibt den Populismus rein.

Auch die Dienstpflicht-Debatte trägt nicht dazu bei, verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen. Ein harter militärischer Nutzen könnte die Jugend womöglich von der Notwendigkeit einer Wehrpflicht überzeugen, aber es wird lieber in Sozialpädagoggen-Manier über den gemeinschaftsstiftenden Sinn einer Dienstpflicht schwadroniert. Oder gesagt, dass der Gesellschaft etwas zurückgegeben werden soll. Nur – wofür? Für die ramponierten Schulen, die zu kleinen Mietwohnungen, die Sondervermögen oder die schwierigen Zukunftsaussichten? Denn auch das ist Teil der bitteren Wahrheit, über Stellenentlassungen wird groß berichtet, über die ausbleibenden Neueinstellungen kaum. Und dass die Jugendarbeitslosigkeit zurückkehrt: Seit 2019 hat sich die Zahl der Arbeitslosen zwischen 15 und 25 Jahren fast verdoppelt.

Zuletzt: Respekt. Gen Z ist für viele dumme Dinge – etwa: Hüftjeans, Kreuz bei der Linkspartei, Matcha Latte – verantwortlich. Aber war es nicht immer ein Privileg der Jugend, dumme Dinge machen zu dürfen? Ein Privileg, das auch die ältere Generation ausgiebig für sich in Anspruch genommen hat. Und sollte es die Jugend einmal wieder übertreiben, könnte es ganz hilfreich sein, sich David Bowies Boomer-Klassiker „Changes“ noch einmal anzuhören. Und sich vor Augen zu führen, was der Brite vor mehr als 50 Jahren über die Kinder sang, dass sie sich durchaus darüber bewusst sind, was sie durchmachen: „Und diese Kinder, auf die ihr herabspuckt, während sie versuchen, ihre Welt zu verändern, sind immun gegen eure Ratschläge – sie wissen ganz genau, was mit ihnen geschieht.“

1990 gab es sogar zwei Deutschlands. Wenn es in Syrien tatsächlich mindestens so schlimm wie 1945 bei uns aussieht, dann besteht die Chance, dass den Syrern ein ebenso guter, wenn nicht gar besserer Wiederaufbau gelingt – aber nur, wenn sie das Land in West- und Ostsyrien aufteilen.

Die Schlimm-Kommission muss jetzt erstmal den Grad der Schlimmheit, die Schlimmizität in Syrien feststellen. Ist es so schlimm wie 1945 oder nur wie 1950 in Deutschland? Oder doch schon so schlimm wie heute bei uns in Gelsenkirchen? Das wäre dann wirklich schlimm.

Eine von Alexander Dobrindt geleitete Kommission soll möglichst schnell klären, ob es in Syrien „mindestens so schlimm“ aussieht wie 1945 in Deutschland. Diese Einschätzung hatte Außenminister Wadepful kürzlich geäußert. Johann Wadepful wurde 1963 geboren und kennt das Deutschland von 1945 gar nicht aus eigener Anschauung, sondern aus tendenziösen Dokumentationen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Zugegeben, damals gab es häufig noch nicht einmal mehr Stadtbilder. Deutschland wurde allerdings prächtiger als je zuvor wieder aufgebaut, bis

ZIPPERT ZAPPT



Jede Generation hat ihre Marotten. Wer glaubt, TikTok und Telefonschnur trennen Welten, sollte genauer hinschauen. Zwischen Weltrettungsdrang und Rentenangst zeigt sich, wie nah sich die Generationen manchmal kommen und wie schnell sie aneinandergeraten. Nie zuvor haben so viele Generationen gleichzeitig so unterschiedlich

gelebt und sich ständig gegenseitig erklärt. Wir widmen diesem ewigen Familienstreit eine Ausgabe: die WELT-Sonderausgabe über Generationen. Vielleicht hilft's ja beim Verstehen oder wenigstens beim besseren Streiten am Familientisch. Lassen Sie sich überraschen, auf den **Seiten 2 und 3, 6, 8, 10 bis 12, 18, 20 bis 23 und 25 bis 28**

Diese Reformen kommen jetzt auf Deutschland zu

Eine interne Liste des Kanzleramts enthüllt Pläne für die nächsten 90 Tage

Eine „nur für den Dienstgebrauch“ eingestufte Vorhabenliste aus dem Kanzleramt zeigt, woran die Bundesregierung hinter den Kulissen arbeitet. WELT dokumentiert einige der Projekte für die nächsten 90 Tage.

AMIN AL MAGREBI
UND LARS PETERSEN

So will das Justizministerium häusliche Gewalt besser verhindern. Nach spanischem Vorbild sollen Familiengerichte Täter verpflichten können, elektronische Fußfesseln zu tragen. Auch verpflichtende Sozialtrainings für Täter werden gesetzlich verankert. Zwei Gesetzesinitiativen aus dem Innenministerium sollen den Sicherheitsbehörden erlauben, große Datenmengen automatisiert auszuwerten. Ziel ist die Abwehr internationaler Terrorgefahren.

Journalisten, Aktivisten und Wissenschaftler, die kritische Recherchen veröffentlichen, sollen besser vor „missbräuchlichen Gerichtsverfahren“ ge-

schützt werden. Der Entwurf gibt Gerichtern neue Werkzeuge, unbegründete Verfahren, die darauf abzielen, „missliebige Beiträge zur öffentlichen Meinungsbildung zu unterdrücken“, frühzeitig abzuweisen. Grundstückskaufverträge sollen künftig vollständig digital abgewickelt werden. Auch Genehmigungen durch Gerichte und Mitteilungen an Finanzämter sollen künftig digital laufen. Das Verteidigungsministerium präsentiert eine Strategie zur „Etablierung einer nationalen Weltraumsicherheitsarchitektur, die gesamtstaatlich eingebettet, in unsere Bündnisse integrierbar und geeignet ist, den Schutz und die Verteidigung von Weltraumsystemen sicherzustellen“. Das Justizministerium will europäische Vorgaben zur Bekämpfung des Menschenhandels und der sexuellen Ausbeutung umsetzen. Der Tatbestand des Menschenhandels soll auf neue Ausbeutungsformen ausgeweitet werden.

„Die Bundesregierung entlastet Bürgerinnen und Bürger sowie Unternehmen bereits effektiv von Bürokratie“, heißt es in der Übersicht aus dem Kanz-

leramt. Dazu will die Bundesregierung im November einen Bericht zu bisherigen Entlastungsmaßnahmen vorlegen und künftige Vorhaben vorstellen. Zudem kommt aus dem Wirtschaftsministerium ein Gesetz „zum Bürokratierückbau der Gewerbeordnung“, das „nicht zwingend erforderliche“ Regelungen streichen soll. Das Innenministerium arbeitet parallel an einem weiteren Bürokratieabbaugesetz, das Gesetze „praxis- und digitaltauglich“ gestalten und die Automatisierung der Verwaltung erleichtern soll. Das Verkehrsministerium plant eine Novelle des Straßenverkehrsgesetzes, um Grundlagen für digitale Verwaltungsleistungen zu schaffen. Dazu gehören der digitale Führer- und Fahrzeugschein, digitale Parkraumkontrolle sowie der Datenaustausch aus dem zentralen Fahrzeugregister.

Mit dem „Masterplan Ladeinfrastruktur 2030“ will die Bundesregierung eine „ressortübergreifende Gesamtstrategie“ für den Ausbau von Ladesäulen beschleunigen. Das Verkehrsministerium plant ein „Infrastruktur-Zukunftsge-

setz“. Der Entwurf sieht Maßnahmen zur Beschleunigung von Planungs- und Genehmigungsverfahren bei Verkehrsinfrastrukturprojekten vor. Parallel dazu soll das Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz geöffnet werden, um „innovative Ansätze“ im öffentlichen Nahverkehr zu fördern: „zum Beispiel Magnetschwebebahn“.

Das Ministerium für Arbeit und Soziales will die Grundsicherung „noch konsequenter auf Vermittlung und Mitwirkung“ ausrichten. „Gleichzeitig sollen diejenigen, bei denen die Lebenssituation schwierig und der Weg in Arbeit etwas länger ist, stärker unterstützt werden. Leistungen sollen nur diejenigen bekommen, die sie auch wirklich brauchen.“ Jobcenter sollen mehr Instrumente gegen Leistungsmissbrauch erhalten. Eine neue Agentur soll den Einwanderungsprozess, der „komplex, zu langsam und wenig transparent“ ist, digitalisieren und steuern. Und schließlich will die Bundesregierung eine Vereinbarung zur Vorbereitung einer deutschen Olympiabewerbung unterzeichnen.

ihn, sein Name war Roscha, und er war ein „Saukopf“. Er drohte meiner Oma, dass er ihre Mutter verschwinden ließe, wenn sie noch einmal Brote unter dem Zaun durch schöbe. „Warum weiß ich das als Einzige – dass es dieses Lager gab?“, fragt sie sich heute. Nach dem Krieg hat sie viele Fragen gestellt, aber keine Antworten bekommen. Es hat ihr auch nie jemand beantwortet, warum das jüdische Mädchen aus ihrer Klasse plötzlich nicht mehr zur Schule kam. „So etwas darf nie wieder passieren.“

Als die Amerikaner mit ihren Jeeps in ihre Straße fuhren, wedelte der größte Nazi der Nachbarschaft mit einem Besenstiel, an dem ein weißes Tuch befestigt war, und rief: „Da sind ja unsere Befreier!“ Diese Verlogenheit verachtet meine Oma bis heute. Als damals ein US-Soldat in ihre Wohnung kam, schrie sie wie am Spieß. Die Amerikaner würden den Kindern die Hälse durchschneiden, hatte man ihr gesagt. Doch der Soldat fragte nur höflich nach Wasser, zog aus seiner Brieftasche ein Foto seiner kleinen Töchter hervor und bot Kaugummi an. „Ich war ein Glückskind“, sagt sie.

Aus dem Glückskind wurde eine Prinzessin, als sie als junge Frau meinen Opa kennenlernte. Der hatte ein Auto und eine eigene, kleine Fabrik, die Blumen-drath produzierte. Anfangs liefen die Geschäfte schlecht, die Pleite drohte. „Dann wirst du eben Lastwagenfahrer“, sagte sie zu ihm und versprach, an seiner Seite zu bleiben, was immer auch passiert. Es kam anders. Sie konnten ein Haus bauen mit einer eigenen Bar im Keller. Ständig waren die Freunde aus dem Kegelclub zu Gast. Gefeierte wurde das Leben. Der Tod holte ihren Mann, als er erst Anfang 50 war. Das Schicksal schlug noch häufiger zu.

Trotzdem verzagte meine Oma nie. Klage nie. So ist es bis heute. „Ich bin dankbar für ein schönes Leben“, sagt sie. Plötzlich zitiert sie aus der Bibel, obwohl sie nie eine große Kirchgängerin war. „Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade.“ Obwohl ihr mit ihren 91 Jahren am nächsten Tag eine schwere Operation bevorsteht, zeigt sie keine Angst. Sie küsst mich auf die Stirn. „Sieh mal, wie schön“, sagt sie und deutet auf eine Weide im Oktoberregen.

KOMMENTAR

Von den Nachkriegs-Kindern lernen

JAN PHILIPP
BURGARD

Alexandra unter dem Stacheldrahtzaun hindurchschob. Wie sie das Mädchen kennenlernte? Sie war einem mysteriösen Gesang in einer fremden Sprache gefolgt und hatte hinter einer Fabrik ein Gefangenlager mit jungen russischen Frauen entdeckt. Ein Aufseher erwischte meine Oma. Sie erinnert sich noch genau an

MEINE WELT, MEINE MEINUNG

CHRISTOPH LEMMER



Im Sumpf der öffentlich-rechtlichen Sprachregelung

Wie düster müssen doch die Zeiten gewesen sein, als in den Medien und privat unter Freunden noch von „Flüchtlingen“ gesprochen wurde. Dabei war „Flüchtling“ schon ein Fortschritt gegen das Wort „Asylanten“ der 1980er-Jahre. Heute sagt man „Geflüchtete“. Irgendwer hat beschlossen, dass das gerechter klingt. Und irgendwie hat dieser Irgendwer es geschafft, dass die meisten Medien nur noch „Geflüchtete“ sagen – und dass auch in Sportvereinen, Partei-Ortsverbandssitzungen oder Elternbeiräten die Redebeitragenden so reden.

Verdächtig, wer sich nicht dran hält. Wer solche Begriffsverwandlungen am Fernsehsessel verfolgt, mag sich fragen, wie sie zustande kommen – und wer dahintersteckt.

Die Antwort ist simpel: Es ist ein kleiner Zirkel von Gruppen und Verbänden, vor allem in öffentlich-rechtlichen Redaktionen und Unis beheimatet. Sie glauben, die Wahrheit hänge von der Wortwahl ab und nicht von den Tatsachen. Sie tun das, wovor George Orwell in „1984“ warnte – und was ihre liebste Philosophin Judith Butler als Gebrauchsanweisung predigt.

Ganz praktisch hat die „Bild“ gerade ein griffiges Beispiel enthüllt. Der „Mediendienst Integration“, betrieben von einem „Rat für Migration e.V.“, bietet unter anderem Wortfindungsseminare für Journalisten an. Auch ARD und ZDF buchten dort Plätze. Der „Rat für Migration“ wiederum wird von mehreren Stiftungen unterstützt, darunter die notorische Amadeu-Antonio-Stiftung, eine „antirassistische“ NGO. Geld bekommt der Rat von der Europäischen Union und dem Bundesinnenministerium. Ist irgendjemand überrascht? Vielleicht auch darüber, dass die fördernde EU-Kommission von der CDU-Politikerin Ursula von der Leyen und das fördernde Innenministerium vom CSU-Politiker Alexander Dobrindt geführt wird?

Natürlich sind solche Seminare nur ein kleiner Teil dessen, was der „Rat für Migration“ zur Meinungsbildung beiträgt. Er betreibt auch einen Mediendienst, der „Experten“ an Medien vermittelt. Wenn, sagen wir, der Bayerische Rundfunk (oder eine beliebige andere Anstalt), „erklärt“ und „einordnet“, dass schlimme „Sorgenbürger“ in einem „Syndrom der Gruppenbezogenen (sic!) Menschenfeindlichkeit“ verbunden seien, dann zitiert man dafür beispielsweise den Bielefelder „Konfliktforscher“ Andreas Zick. Dessen Name – noch so eine Nicht-Überraschung – findet sich auf der Mitgliederliste des „Rats für Migration“.

Es ist ein ideologischer Sumpf, der sich vollständig in seine Blasen-Pseudowahrheit versenkt hat und glaubt, die, die ihn zwangsweise bezahlen, nämlich die Steuer- und Gebührenzahler, nach Belieben erziehen zu können. Dabei ist die wahre Wahrheit eine ganz andere. Nicht Worte bestimmen, was wahr ist, sondern Worte sind wahr, wenn sie beschreiben, was wirklich wahr ist. Das merken die Leute. Die Widerworte werden lauter. Der Sumpf mag noch so teuer finanziert sein, er trocknet aus.

IMPRESSUM

Verleger: AXEL SPRINGER (1985f)

Herausgeber: Dr. Ulf Poschardt
Chefredakteur: Dr. Jan Philipp Burgard
Stellvertreter des Chefredakteurs:
Oliver Michalsky
Chefredakteur in der Welt-Gruppe:
Dr. Jacques Schuster
Stv. Chefredakteur: Robin Alexander
Stv. Chefredakteur Kl: Olaf Gersemann
Geschäftsführender Redakteur:
Thomas Exner
Redaktionsleiter Digital: Tristan Filges,
Stefan Frommann, Falk Schneider,
Franziska Zimmerer
Leitung Redaktionsteam: Christian Gaertner
Creative Director: Cornelius Tittel
Politik: Gordon Repinski, Claudia Kade
Meinungsfreiheit: Andreas Rosenfelder
(Lit. und Chefformentator) Investigation/
Reportage: Tim Röhn Außenpolitik:
Caroline Turzer Wirtschaft und Geld:
Moritz Seyffarth, Nando Sommerfeld,
Thomas Exner (Senior Editor) Feuilleton:
Dr. Mara Delius Stil/Reise/Leben: Heiko
Zwirner Sport: Henning Feindt Wissen:
Clara Ott, Rouven Clebna Nachrichten/
Gesellschaft: Leonhard Landes,
Robert-Christian Tannenberg Social: Julian
Strobel Cvd/Produktion: Patricia Plate Foto:
Stefan A. Runne Infografik: Karin Sturm
Cheffikonomin: Dr. Dorothea Siems
Auslandskorrespondenten:
Brüssel: Dr. Christoph Schiltz Istanbul:
Carolina Dritten Kapstadt: Christian Putsch
Marrakesch: Alfred Hackenberg
Moskau: Pavel Lokshin New York:
Hannes Stein Paris: Martina Meister
Warschau: Philipp Fritz
Washington: Stefanie Bolzen
Autoren: Henryk M. Broder,
Alan Posener, Hans Zipper

WELT kooperiert mit „El País“ (Spanien),
„Gazeta Wyborcza“ (Polen), „La Repubblica“
(Italien), „Le Figaro“ (Frankreich), „Le Soir“
(Belgien), „Times-Anzeiger“ und „Tribune de
Genève“ (beide Schweiz)
Verlag: Axel Springer Deutschland GmbH:
Geschäftsführung: Carolin Hulschoff Pol,
Claudius Senst, Peter Württenberger

Gestaltung dieser Ausgabe: Anja Freye Foto: Claudia Berg
Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes für diese Ausgabe: Franziska Zimmerer
Axel Springer Deutschland GmbH, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin.
Anzeigen: Judith Umlauf, 10888 Berlin



Qualitätstest
für Druckereien

Drei Generationen, drei Perspektiven: Gisela Nawrotzki, ihre Tochter Angelika und Enkelin Maya sprechen über Rollenbilder, Gleichberechtigung, Karriere und Liebe. Ein Familiengespräch über das Frausein im Wandel – zwischen Fortschritt, Prägung und bleibenden Mustern.

FRANZISKA ZIMMERER

WELT: Frau Nawrotzki, Sie sind 1948 geboren. Wenn Sie heute an Ihre Kindheit zurückdenken, was bedeutete es damals, ein Mädchen zu sein?

GISELA NAWROTZKI (77): Mit 14 Jahren wollte ich auf die weiterführende Schule, aber durfte nicht. „Du brauchst keine Schule, du heiratest doch sowieso“, sagte meine Mutter damals. Es war klar: Wenn du als Frau heiratest, verdienst dein Mann, und die Frau bleibt zu Hause. Also habe ich nach der Schule in einer Buchbinderei gearbeitet und Geld verdient. Ich habe bei meinen Eltern gewohnt, mein Vater hat mein Geld genommen und für mich gespart. Mein Weg stand fest, bevor ich ihn selbst kannte.

MAYA FERRARO (30): Mit 14! Ich war in dem Alter mitten in der Pubertät, habe über alles Mögliche nachgedacht, nur nicht übers Geldverdienen.

ANGELIKA NAWROTZKI-LORENZ (59): Bei meiner Mutter war das Rollenbild klar – und sie hat es gleichzeitig leise unterlaufen. Sie hat gearbeitet, eigenes Geld verdient und trotzdem den Haushalt geschmissen. Zwei Leben in einem.

WELT: Sie haben dann wirklich früh geheiratet, Frau Nawrotzki.

NAWROTZKI: Mit 18.

NAWROTZKI-LORENZ: Mit 17 sogar, Mama.

NAWROTZKI: Stimmt. Mein Vater musste die Einwilligung geben, sonst konnte ich nicht heiraten. Und auf dem Standesamt musste er unterschreiben, dass er noch für mich aufkommt bis zum 21. Lebensjahr. Nicht mein Mann, sondern mein Vater.

WELT: Das klingt, als wären Sie juristisch gesehen Eigentümer Ihres Vaters gewesen.

NAWROTZKI: So war das damals. Mit 21 war man volljährig, vorher nicht. Obwohl ich nie abhängig sein wollte von meinem Mann. Ich wollte mein eigenes Geld und meinen eigenen Stolz. Am Wochenende bin ich kellnern gegangen, wenn es ein Dorffest gab, damit ich zusätzlich noch etwas hatte. Das war mir sehr wichtig.

WELT: Wie hat das Sie als Tochter geprägt, Frau Nawrotzki-Lorenz?

NAWROTZKI-LORENZ: Meine Mutter ist in dieser Hinsicht ein Vorbild. Ich wollte nie sagen müssen: „Ich bleibe, weil ich muss.“ Wenn es mit meinem Mann nicht geklappt hätte, hätte ich die Kinder allein großgezogen – und ich hätte das geschafft. FERRARO: Das ist in unserer Familie fast ein Reflex. Unabhängigkeit ist keine Attitüde, sie ist Grundausstattung.

WELT: Frau Nawrotzki, Sie waren fast 45 Jahre in derselben Firma beschäftigt, wurden Abteilungsleiterin. Wären Sie die erste Frau in dieser Stellung?

NAWROTZKI: Ja. Am Anfang wollten die Männer mich vorführen, haben etwas in die Maschinen gesteckt, wollten mich testen. Aber ich hatte das ja von der Pike auf gelernt. Nachher haben sie mich alle respektiert. Mein Chef stand immer hinter mir, hat gesagt: „Gisela, du musst dich durchsetzen, kannst auch ruhig mal laut werden.“ Und das habe ich dann auch gemacht.

WELT: Haben Sie gleich viel verdient wie Ihre männlichen Kollegen?

NAWROTZKI: Natürlich nicht. Auch nicht in meiner Position als Abteilungsleiterin. Gleiche Arbeit, weniger Lohn – so war das. NAWROTZKI-LORENZ: Das ärgert mich mein Leben lang! Meine Eltern haben beide als Arbeiter in der Firma gearbeitet. Meine Mama hat anfangs teilweise die körperlich

Wer die aktuelle Lage Deutschlands mit jener des Jahres 2015 vergleicht, könnte fast meinen, dass es sich um zwei unterschiedliche Welten handelt. In den vergangenen zehn Jahren hat sich der Blick der Bevölkerung auf die Bundesrepublik eklatant verdüstert, und das Gefühl der Unsicherheit ist in wesentlichen Bereichen so hoch wie schon lange nicht mehr.

KRISTIAN FRIGELJ

Diese beunruhigende Entwicklung zeigt der Deutschlandtrend des Meinungsforschungsinstituts Infratest Dimap im Auftrag von ARD-„Tagesthemen“ und WELT im November. Die Demoskopen haben sich bei der repräsentativen Befragung explizit den „Verhältnissen in Deutschland“ gewidmet. Demnach erklären nur noch 38 Prozent der Wahlberechtigten die

LOURSA STICKELBRUCK; GETTY IMAGES/KLAUS VEDFELT

Drei Frauen über das Leben zwischen Pflicht und Freiheit: „Ich hätte gern früher widersprochen“

Von der Ehe mit väterlicher Einwilligung bis zur Elternzeit in Teilzeit:

Drei Frauen einer Familie erzählen, was sich für Mütter verändert hat und was erstaunlich gleich geblieben ist. Ein Gespräch über Stolz, Freiheit und den Mut, nein zu sagen

WELT: Frau Nawrotzki, Sie haben in einer Zeit gelebt, als es keine Elternzeit und kein Elterngeld gab.

NAWROTZKI: Richtig. Ich habe bis sechs Wochen vor Angelikas Geburt gearbeitet und bin acht Wochen nach der Entbindung wieder zurück. Meine Mutter hat tagsüber nach Angelika geschaut.

FERRARO: Ich könnte mir überhaupt nicht vorstellen, nach acht Wochen arbeiten zu gehen, meine Tochter zu Hause zu lassen. Selbst, wenn sich die eigene Mutter kümmert.

NAWROTZKI-LORENZ: Du hattest halt keine Wahl, Mama. Es wurde auch nicht so viel Wert auf Bindung gelegt. Heute gibt es Bonding und Stillen. Bei meiner Mama galt die Flasche als das Beste. Es hieß damals: Das ist alles wissenschaftlich erforscht, besser als Muttermilch.

NAWROTZKI: Heute ist es schöner, Eltern haben mehr Zeit für ihre Kinder, das hatte man früher nicht so.

WELT: Heute haben junge Familien theoretisch mehr Unterstützung. Fühlt es sich auch so an, Frau Ferraro?

FERRARO: Ja und nein. Ich bekomme zwar Elterngeld, habe bald eine Tagesmutter. Aber der Druck ist größer. Man will alles richtig machen. Ernährung, Erziehung, Stilen. Alles ist ein gesellschaftliches Thema geworden. Selbst die Frage der Beikost ist jetzt eine Weltanschauung.

WELT: Was muss sich ändern?

NAWROTZKI-LORENZ: Hebammen sind rar, vor allem hier auf dem Land. Die Wege sind lang, die Betreuung knapp. Es wird gesagt: „Wir brauchen mehr Kinder.“ Aber Familien stolpern oft über dieselben Hürden wie vor 20 Jahren. Und Männer „helfen“ zu oft – statt Verantwortung zu übernehmen.

WELT: Vieles hat sich im Umgang mit Babys verändert. Sie werden den Eltern direkt nach der Geburt für den ersten Hautkontakt überreicht, schlafen bei der Mutter im Zimmer. Gibt es Entwicklungen, die Sie kritisch sehen?

NAWROTZKI: Manches halte ich für ein bisschen übertrieben. Früher hieß es: Lass das Kind mal schreien. Dann kriegt es gute Lungen, sagte meine Mutter immer.

FERRARO: Oma! Das macht man heute nicht mehr! Ich versuche, dass Liya so wenig wie möglich weint. Das ist in meinen Instinkten.

NAWROTZKI: Ich finde das ja auch schön. Ich sage nicht, dass es früher besser war. Aber manchmal denke ich eben trotzdem: Es ist doch gar nichts passiert. Warum nimmst du sie denn sofort hoch?

WELT: Wie hat sich denn die Rolle der Väter verändert?

NAWROTZKI: Mein Mann hat nie gewickelt. Das hat er nie gemacht. Das ist heute wohl anders.

Die „persönlichen Verhältnisse“ werden von den Befragten besser bewertet, aber auch hier gibt es Verschlechterungen. 80 Prozent der Wahlberechtigten erklären ihr „Wohnumfeld“ für sicher, ein Minus von elf Prozentpunkten im Vergleich zu Januar 2015. Aktuell sagen 79 Prozent, dass ihr Arbeitsplatz sicher sei (minus acht Punkte). 66 Prozent geben das bezüglich ihres „Lebensstandards“ an (minus 14), und die „Zukunft der Kinder“ erklären gerade mal 27 Prozent für sicher (minus 24).

Zu diesem Langzeit-Vergleich passt die kurzfristige Entwicklung, wenn es um die „Sicherheit im öffentlichen Raum“ geht. Demnach wächst in Deutschland gefühlte Unsicherheit: Fast die Hälfte der Bürger – nämlich 48 Prozent – fühlt sich inzwischen unwohl auf öffentlichen Plätzen, Straßen, Parkanlagen sowie in Bahnen und Bussen. Vor acht Jahren habe der entspre-



Vom Heiratsversprechen mit 17 bis zur Elternschaft in Teilzeit: dieselbe Familie, andere Kämpfe

NAWROTZKI-LORENZ: Bei uns war es anfangs gleichberechtigt – bis das erste Kind da war. Dann rutschten wir in traditionelle Muster: Ich Teilzeit, er Vollzeit, Haushalt bei mir. Man denkt, man sei modern, und merkt erst später: Das System war schneller.

WELT: Liegt das nur an den Männern oder auch an gesellschaftlichen Strukturen?
FERRARO: Bei meinem Mann ist es auch so. Er ist liebevoll und engagiert, wechselt natürlich auch die Windeln. Aber trotzdem sieht er vieles nicht. Er würde nie sagen: Du bist die Frau, du musst putzen! Aber ich muss ihm eben immer sagen, was er im Haushalt tun muss.
NAWROTZKI-LORENZ: Ich glaube, die Geburt ist ein Wendepunkt. Vorher ist alles modern und gleichberechtigt. Aber sobald das Kind da ist, rutschen viele zurück in alte Muster.

WELT: Hat sich das Mutterbild verändert – oder nur die Liste der Erwartungen?
NAWROTZKI-LORENZ: Die Liste ist länger geworden. Perfekt im Beruf, perfekt im Zuhause und dabei freundlich bleiben. Das ist keine Befreiung, das ist eine neue Form von Überforderung.
FERRARO: Und auch öffentlich. Alles wird kommentiert, in sozialen Medien bewertet. Die eigene Mutterschaft wird zum Projekt mit Kommentarspalte.

NAWROTZKI: Wir hatten damals keine Zeit, über Erziehung zu philosophieren. Wir haben einfach gemacht. Das war nicht besser, aber manchmal war es einfacher.

WELT: Und die Liebe, wie hat die sich verändert?
NAWROTZKI: Mein Mann hat nie über Gefühle geredet. „Das weißt du doch“, hat er gesagt, wenn ich ihn mal gefragt habe, ob er mich liebt. Inzwischen sind Männer offener, finde ich. Ich habe es selbst bei meinem Mann erlebt. Zu seinen Enkeln, gegenüber euch, Maya, war er so viel herzlicher und offener. Ich glaube, er hat dort viel aufgeholt, was er als Vater verpasst hat oder nicht konnte.

WELT: Frau Nawrotzki, was würden Sie anders machen, wenn Sie heute 20 wären?
NAWROTZKI: Länger lernen, früher widersprechen. Ich habe mir zu schnell Grenzen setzen lassen. Ich würde wagen, mehr zu träumen. Und ich hätte gerne andere Länder gesehen in jungen Jahren.

WELT: Frau Nawrotzki-Lorenz, hatten Sie andere Träume als Ihre Mutter?
NAWROTZKI-LORENZ: Ja und zugleich nein. Ich war freier, aber mein größter Wunsch war eine Familie. Ein Haus wollte ich nie, ich habe gesehen, wie sehr meine

Eltern sich dafür geschunden haben. Das war ihr Traum, nicht meiner. Meiner war: Familie und Kinder.
FERRARO: Das hat man bei uns gemerkt. Familie stand an erster Stelle. Wir sehen uns fast jedes Wochenende, fahren zusammen in den Urlaub. Und ja: Die Oma darf mit.
NAWROTZKI-LORENZ: Ich wollte mit 19 als Au-pair weg, aber habe mich nicht getraut. Heute würde ich es tun. Das bereue ich ein bisschen. Aber ich kann es meiner Tochter weitergeben. Ich kann ihr sagen: Trau dich.

WELT: Woher kam die Angst?
NAWROTZKI-LORENZ: Ich weiß es nicht genau. Meine Eltern haben gesagt: Bleib doch zu Hause, so weit weg. Vielleicht kam es daher.

WELT: Was wünschen Sie der nächsten Generation, Ihrer Tochter oder Enkelin?
NAWROTZKI-LORENZ: Dass sie alles darf, was sie will, ohne sich zu entschuldigen. Dass sie über ihren Körper selbst bestimmt. Wenn sie kein Küsschen geben will, sagt sie Nein, und das ist richtig.
NAWROTZKI: Dass sie mutiger ist als ich und nie vergisst, wie viel sie kann.
FERRARO: Dass sie weiß: Wenn sie Astronautin werden will, kann sie Astronautin werden. Wenn sie Bundeskanzlerin werden will – auch das.

chende Anteil nur halb so hoch gelegen, analysiert Infratest Dimap. Die Hälfte der Befragten gibt aktuell an, sich im öffentlichen Raum „eher“ oder „sehr“ sicher zu fühlen.
Die gefühlte Unsicherheit ist im Vergleich zum Februar dieses Jahres um fünf Prozentpunkte gestiegen. Insgesamt geben 53 Prozent der befragten Frauen an, sich unsicher zu fühlen, während es bei Männern 43 Prozent sind.
„Die größte Furcht bezieht sich auf Diebstahldelikte und Verbal-Attacken in der Öffentlichkeit. Seltener sind Sorgen, Opfer physischer oder sexueller Bedrängnis bzw. eines Terroranschlags zu werden“, resümieren die Demoskopon. In diesem Zusammenhang führten sie auch eine Abfrage bezüglich „Ansichten zur AfD“ durch. Der Aussage „Ich finde es gut, dass die AfD den Zuzug von Ausländern und Flüchtlingen stärker begrenzen will

als andere Parteien“ stimmen 47 Prozent zu (plus zwei Prozentpunkte im Vergleich zu Mai 2025), während unverändert 47 Prozent sie ablehnen.
Für die Aussage, dass die Rechtsaußen-Partei „besser als andere Parteien verstanden“ habe, dass sich „viele Menschen bei uns einfach nicht mehr sicher fühlen“, gibt es 52 Prozent Zustimmung (minus drei Punkte im Vergleich zu Februar 2025) und 42 Prozent Ablehnung (plus sechs). Interessant ist hier ein differenzierter Blick auf die Parteianhänger: 45 Prozent der Unterstützer der Union stimmen dieser Aussage über die AfD zu. Bei denen der SPD sind es immerhin 28 Prozent, bei denen der Grünen 25 und denen der Linkspartei 19.
In der monatlichen Sonntagsfrage gibt es nur minimale Bewegung. Die Union steigt um einen Prozentpunkt auf 27 Prozent. Die anderen Bundestagsparteien

bleiben auf dem Niveau des Vormonats: die AfD bei 26 Prozent, die SPD bei 14, die Grünen bei zwölf, die Linke bei zehn. FDP und Bündnis Sahra Wagenknecht würden es mit jeweils drei Prozent nicht ins Parlament schaffen. Die Zufriedenheit mit der schwarz-roten Bundesregierung verbessert sich leicht um zwei Prozentpunkte auf 22 Prozent, die Unzufriedenheit überwiegt stark mit 76 Prozent (minus ein Punkt). Mit der Arbeit von Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) sind aktuell nur 26 Prozent zufrieden – 71 Prozent sind es nicht. Vizekanzler und Bundesfinanzminister Lars Klingbeil (SPD) sowie Bundesinnenminister Alexander Dobrindt (CSU) kommen ebenfalls nur auf einen Zufriedenheitswert von jeweils 26 Prozent. Die Unzufriedenheit mit ihnen ist aber mit 57 beziehungsweise 55 Prozent deutlich geringer als die mit Merz.

NACHRICHTEN

INDUSTRIEPOLITIK

Merz will starke Stahlbranche

Anlässlich des Stahlgipfels im Kanzleramt hat Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) die strategische Bedeutung der Branche hervorgehoben. „Deutschland braucht die Stahlindustrie – wettbewerbsfähig, zukunftssicher, modern“, erklärte Merz vor dem Treffen. Das sei „im strategischen Interesse unseres Landes“, sichere „Arbeitsplätze und Wertschöpfungsketten“ sowie „den Wohlstand unseres Landes“, schrieb Merz weiter. Merz empfing am Donnerstag Vertreter von Industrieunternehmen, Gewerkschafter sowie eine Reihe von Ministerpräsidenten der Bundesländer zu einem Stahlgipfel im Kanzleramt. Die deutsche Stahlindustrie leidet unter billiger Konkurrenz vor allem aus Asien. Die Zölle von US-Präsident Donald Trump erschweren zudem den Export. Zugleich ist die Umstellung der höchst energieintensiven Stahlproduktion auf grüne Energie sehr teuer. „Wertschöpfung, die heute abwandert, holen wir nicht zurück“, sagte der Präsident des Branchenverbandes Wirtschaftsvereinigung Stahl, Gunnar Groebler.

UNTERNEHMEN

Arm macht keine Karriere

Die soziale Herkunft bestimmt einer großangelegten Studie zufolge weiter stark die Karrierechancen in größeren Unternehmen. Laut der Beratungsgesellschaft BCG stammen rund 28 Prozent der Angestellten aus einkommensschwachen Familien, bei den Führungskräften sind es aber lediglich sechs Prozent. Der soziale Hintergrund sei ein „blinder Fleck“ in vielen Unternehmen, sagte BCG-Experte Sebastian Ullrich. Beim Geschlecht, Alter und der ethnischen Herkunft sei die Wirtschaft schon weiter. Die Boston Consulting Group (BCG) hat für die Analyse rund 27.000 Beschäftigte in 16 Ländern befragt, allerdings bereits im Jahr 2024. Befragt wurden Angestellte von Unternehmen mit mindestens 1000 Beschäftigten – unter anderem in den USA, China, Deutschland, Australien, Brasilien, Indien, Japan, Südafrika, Spanien, Italien und Großbritannien.

EXPORTBESCHRÄNKUNGEN

Seltene Erden deutlich teurer

Chinas Exportbeschränkungen haben Seltene Erden auf dem Weltmarkt im dritten Quartal weiter stark verteuert. Es handelt sich um 17 Metalle, auf die Industriezweige von Auto bis Rüstung angewiesen sind. Ihre Dollarpreise sind im Vergleich zum Vorquartal um 8,2 Prozent gestiegen. Das hat die Vereinigung der bayerischen Wirtschaft (vbw) in der neuen Ausgabe ihres monatlichen Rohstoffpreisindex berechnet. Damit setzte sich die Entwicklung der Vormonate fort, bereits im zweiten Quartal hatten sich die Preise der Seltenen Erden laut vbw um 8,9 Prozent erhöht. „Wir müssen dringend unsere Abhängigkeiten, insbesondere von China, reduzieren“, sagte vbw-Hauptgeschäftsführer Bertram Brossardt. Mittlerweile hat die chinesische Führung die Exportkontrollen nach dem Treffen von Staatschef Xi Jinping mit US-Präsident Donald Trump zwar ausgesetzt, doch eine Einigung im Handelskonflikt gibt es nach wie vor nicht. In der Volksrepublik werden nach unterschiedlichen Schätzungen nahezu zwei Drittel der weltweit benötigten Seltenen Erden abgebaut und 90 Prozent für die industrielle Verwendung aufgearbeitet. Da die Metalle auch für die westliche Rüstungsindustrie von Bedeutung sind, wollen sowohl die USA als auch die EU ihre Abhängigkeit von China reduzieren. Allerdings glauben viele Fachleute, dass das Jahre dauern könnte.

SCHWANGERSCHAFTSABBRUCH

Amnesty sieht Rechte bedroht

Amnesty International sieht das Recht auf Schwangerschaftsabbruch in Europa bedroht. Es bestehe die „ernsthafte Gefahr“, dass „hart erkämpfte Erfolge im

Bereich der reproduktiven Rechte durch eine Welle rückschrittlicher Maßnahmen rückgängig gemacht“ würden, schreibt die Nichtregierungsorganisation in einem am Donnerstag veröffentlichten Bericht zur Lage in 40 europäischen Ländern. Die Lage in Deutschland wird in dem Papier mehrfach negativ hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund müssten Regierungen und Behörden „entschlossen handeln, um die Abtreibungsvorschriften mit internationalen Standards in Einklang zu bringen, indem sie Abtreibungen entkriminalisieren, bestehende Zugangsbarrieren beseitigen und sich entschieden gegen alle Bestrebungen von Anti-Rechte-Gruppen wehren, die den Zugang der Menschen zu sicheren und zeitnahen Abtreibungsleistungen gefährlich behindern.“ Mit Blick auf Deutschland hebt Amnesty hervor, dass die Kosten für eine Abtreibung „unerschwinglich“ sein könnten, sofern sie nicht von der Krankenkasse übernommen werden. Deutschland gehöre zu den sechs europäischen Ländern, die sowohl „medizinisch unnötige“ Wartezeiten vor dem Zugang zu einem Schwangerschaftsabbruch und eine vorgelagerte verpflichtende Beratung vorsähen.

CHAMPIONS LEAGUE

Lehrstunde für Dortmund

Erling Haaland verzichtete auf große Jubelgesten und nahm die enttäuschten Dortmunder Profis nacheinander in den Arm. Der norwegische Stürmerstar hatte zuvor seinem Ex-Club mit Manchester City eine Champions-League-Lehrstunde erteilt, doch große Genugtuung verspürte er nach dem 4:1 (2:0) offensichtlich nicht. Die Borussia war bei ihrer ersten Saisonniederlage in der Königsklasse gegen die Super-Offensive um Haaland überfordert – und offensiv lange Zeit zu harmlos. „Phasenweise war es einfach zu schlecht“, sagte Torwart Gregor Kobel. Die hochkarätig besetzte Offensive der Cityzens zeigte der zuletzt so stabilen Dortmunder Defensive ihre Grenzen auf. Phil Foden (22./57. Minute), Haaland (29.) und der eingewechselte Rasmus Hojlund (90.+1) erzielten im City of Manchester Stadium die Tore für die Gastgeber. Waldemar Anton (72.) gelang das einzige Dortmund-Tor zum zwischenzeitlichen 1:3. Bayer Leverkusen feierte dagegen den ersten Sieg in der laufenden Champions-League-Saison. Beim portugiesischen Rekordmeister Benfica Lissabon setzte sich die Mannschaft von Trainer Kasper Hjulmand dank eines Kopfballtreffers von Patrik Schick (65. Minute) mit 1:0 (0:0) durch und bleibt im Rennen um die K.-o.-Phase. Der wichtige Erfolg war allerdings schmeichelhaft, da die weiter punktlosen Gastgeber zahlreiche Chancen vergeben hatten. Leverkusen fehlte es lange Zeit an Durchschlagskraft in der Offensive, obwohl nach dem 0:3 bei den Bayern unter anderem Alejandro Grimaldo wieder in der Startelf stand.

GETÖTETER FABIAN

Neue Durchsuchungen

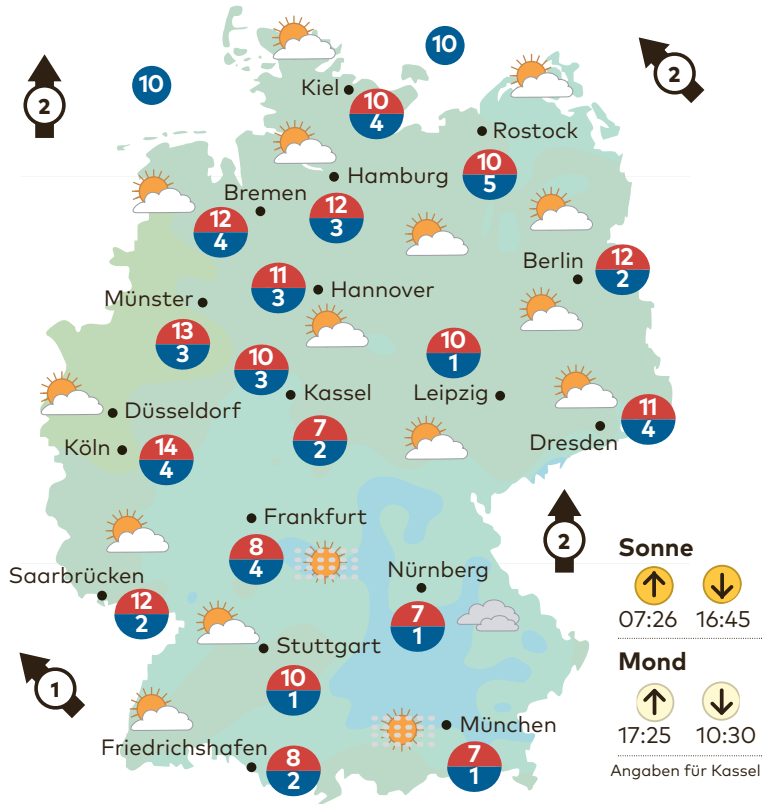
Im Fall Fabian haben die Ermittler bei einer Hausdurchsuchung in Reimershagen nahe Güstrow in Mecklenburg-Vorpommern einen Geländewagen beschlagnahmt. Das Auto wurde auf einen Abschleppwagen geladen. Es werde zur kriminaltechnischen Untersuchung gebracht, sagte eine Polizeisprecherin. Knapp vier Wochen nach dem gewaltsamen Tod des achtjährigen Fabian aus Güstrow bei Rostock und einen Tag nach Ausstrahlung des Falls in der Fernsehendung „Aktenzeichen XY... ungelöst“ durchsuchte die Polizei am Donnerstagmorgen mehrere Objekte in Reimershagen und dem benachbarten Dorf Rum Kogel. Rund 120 Kräfte waren seit sechs Uhr morgens im Einsatz. Laut Polizei wurden diverse Funde gemacht, die ausgewertet werden müssten. Journalisten sahen, wie Ermittler aus dem Wohnhaus in Reimershagen Sportschuhe in Plastiktüten trugen. Um wessen Wohnhaus es sich handelt, wollte die Polizei nicht bekanntgeben. Der achtjährige Fabian war am 10. Oktober von zu Hause verschwunden. Die Kriminalpolizei geht davon aus, dass er bereits an dem Tag getötet wurde. Seine verbrannte Leiche wurde vier Tage später an einem Tümpel südlich von Güstrow gefunden.

WETTER

Sonne und Wolken oder Dauergrau

Heute: Nach Nebelauflösung kommt gebietsweise die Sonne neben lockeren Wolken hervor. In der Mitte und im Südosten lösen sich Nebel und Hochnebel jedoch kaum oder auch gar nicht auf. Die Temperaturen liegen im Dauergrau bei Höchstwerten zwischen 5 und 10 Grad, bei Sonnenschein werden mildere 11 bis 16 Grad erreicht.

Biowetter: Die Wetterlage macht in den Morgenstunden vor allem Personen mit Erkrankungen der Atemwege, aber auch Rheumakranken und Menschen mit chronischer Arthritis zu schaffen. Später treten aber kaum noch wetterbedingte Beschwerden auf.



Linke-Abgeordnete kritisieren Israel-Hass

Nach einem stark israelfeindlichen Beschluss der Linksjugend und Drohungen gegen Kritiker wenden sich 17 Bundestagsmitglieder in einem WELT vorliegenden Brief an ihren Parteivorstand

Der Beschluss der Linksjugend, in dem ein „kolonialer und rassistischer Charakter des israelischen Staatsprojekts (...) von seinen Anfängen bis heute“ behauptet wird, sorgt in Teilen der Linkspartei für entschiedenen Widerspruch. WELT liegt ein interner Brief von 17 Linke-Bundestagsabgeordneten vor, der am Mittwochabend an die Parteivorsitzenden Ines Schwerdtner und Jan van Aken sowie die Bundestags-Fraktionsvorsitzenden Heidi Reichinnek und Sören Pellmann verschickt wurde.

FREDERIK SCHINDLER

„Nach dem Beschluss des Antrags ‚Nie wieder zu einem Völkermord schweigen‘ auf dem 18. Bundeskongress der Linksjugend Solid am vergangenen Wochenende und nach den Berichten über den Verlauf der Tagung aus dem Kreis von teilnehmenden Genoss*innen dürfen und können wir als Partei Die Linke jetzt nicht einfach wieder zur Tagesordnung übergehen“, heißt es darin. „Sowohl der Beschluss in der Sache als auch die Hinweise auf die Einschüchterungen und Drohungen gegenüber Delegierten sind nicht zu akzeptieren. Offenbar ist in unserer Partei etwas ins Rutschen gekommen.“

Unterzeichnet wurde der Brief unter anderem von den früheren Bundestags-Fraktionschefs Dietmar Bartsch und Gregor Gysi, der früheren Vize-Fraktionschefin Caren Lay, dem Bundestags-Vizepräsidenten und früheren Thüringer Ministerpräsidenten Bodo Ramelow, dem nordrhein-westfälischen Landeschef Sascha Wagner und der sachsen-anhaltischen Landeschefin Janina Böttger. Darin heißt es weiter: „Als Linke treten wir in unserem Programm und mit unseren Beschlüssen für eine Zweistaatenlösung im Nahen Osten als eine wichtige Grundlage für Frieden und einen gerechten Ausgleich ein. Der Jugendverband hat sich nun mit seinem Beschluss ausdrücklich von einer solchen Position verabschiedet und ein Teil seiner Delegierten hat sich durch sein Agieren in der politischen Kultur außerhalb des Konsenses unserer Partei gestellt.“

Die Unterzeichner „verlangen als Abgeordnete vom Parteivorstand politische Verlässlichkeit und Klarheit, dass weder diese politische Orientierung noch diese politische Kultur in der Partei unwidersprochen geduldet werden und in die Fraktion schwappt“. Die Führungsgremien der Partei und Fraktion müssten „entlang unseres in der Partei mühsam erarbeiteten Konsenses deutlich vernehmbar und deutlich wahrnehmbar klare Grenzen ziehen“. Die Linke-Bundestagsfraktion hat insgesamt 64 Mitglieder. Mit dem „erarbeiteten Konsens“ ist ein Beschluss des Bundesparteitag von Oktober 2024 gemeint. „Das Unrecht der Besatzung der palästinensischen Gebiete ist niemals eine Rechtfertigung für den menschenverachtenden Terror der Hamas – und genauso rechtfertigt der 7. Oktober nicht die Völkerverbrechen der israelischen Armee in Gaza oder im Libanon“, heißt es darin.

Auch bei einer Videokonferenz des Bundesvorstands und der Landesvorsitzenden am Mittwochabend übten

zahlreiche Funktionäre nach WELT-Informationen deutliche Kritik an dem beschlossenen Antrag und weiteren Vorkommnissen beim Bundeskongress des Jugendverbands am vergangenen Wochenende. Ein Vorschlag nach einem „Gegenbeschluss“ des Parteivorstands wurde demnach allerdings nicht angenommen. Vorstandsmitglied Sabine Berninger, zwischen 2004 und 2019 Landtagsabgeordnete in Thüringen, war mit einem Beschlussvorschlag an ihre Vorstandskollegen herangetreten. Der geschäftsführende Vorstand bevorzugte es allerdings, dass es lediglich ein kritisches Statement der Parteivorsitzenden geben wird. Die Teilnehmer waren damit mehrheitlich einverstanden.

Berningers Beschlussvorschlag liegt WELT vor. Darin heißt es, der Linksjugend-Beschluss stehe „im Widerspruch zu den Grundwerten unserer Partei: Humanismus, Antifaschismus, Solidarität und historische Verantwortung“. Der Beschluss zeuge „von Geschichtslosigkeit, mangelndem Wissen über den Holocaust, die Entstehungsgeschichte Israels und die Bedeutung des israelischen Staates für Jüdinnen und Juden weltweit – ebenso wie von fehlender Sensibilität gegenüber von Islamismus betroffenen Menschen“. Weiter heißt es in Berningers Vorschlag: „Eine Dämonisierung des israelischen Staates trägt die Partei Die Linke – bei aller notwendigen Kritik an der israelischen Regierung – nicht mit, das Existenzrecht Israels zu verteidigen ist eine der Lehren aus der deutschen Geschichte und der gegenwärtigen Situation und Bedrohungslage, in der sich Jüdinnen und Juden befinden. Zudem widerspricht es unseren Grundsätzen, terroristische Organisationen wie die Hamas zu ‚revolutionären Bewegungen‘ umzudeuten und zu verklären.“

Zahlreiche Funktionäre übten in der Sitzung inhaltliche Kritik am Beschluss: Dieser sei katastrophal begründet und schade in der Außenwirkung, hieß es etwa. Mehrere Teilnehmer bezeichneten den Beschluss als antisemitisch oder anschlussfähig für Antisemitismus. Es brauche Aufarbeitung, politische Bildungsarbeit und Awareness-Strukturen. Israelfeindliche Funktionäre hielten sich weitgehend zurück. Angesprochen wurden auch die zahlreichen Neueintritte in die Partei und den Jugendverband seit dem vergangenen Jahr: Damit gingen auch Probleme einher, man müsse genau hinschauen.

Die Parteivorsitzenden Schwerdtner und van Aken erklärten am Donnerstagmittag: „Eine einseitige Perspektive auf Israel und Palästina bringt niemandem in der Region etwas. Gerade bei diesem Thema müssen wir differenziert bleiben, wo andere verkürzen.“ Im Parteivorstand habe eine „sehr breite Einigkeit“ darüber geherrscht, dass der von der Linksjugend verabschiedete Antrag „inhaltlich nicht mit den Positionen der Linken vereinbar“ sei. In dem gemeinsamen Statement heißt es weiter: „Die Kritik der aktuellen israelischen Regierungspolitik ist absolut notwendig. Sie darf jedoch niemals den Schutz jüdischen Lebens infrage stellen oder die Existenz Israels delegitimieren.“ Als antisemitisch wird der Beschluss in der Stellungnahme nicht eingeordnet.

Deutschland, ein Einwanderungsland? Für Lolita Deriabina ist das keine Debatte, sondern Alltag. Die 28-jährige Lehrerin für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache gibt seit drei Jahren Integrationskurse an einer Schule in Hannover. Und sie ist selbst eine Migrantin: Deriabina zog für ein Master-Studium aus Russland nach Deutschland.

SEBASTIAN BEUG

Für Integrationskurse hat der Bund im vergangenen Jahr mehr als 1,2 Milliarden Euro ausgegeben, auch in diesem Jahr sind mehr als eine Milliarde Euro eingeplant. In den Kursen sollen Migranten so gut Deutsch lernen, dass sie selbstständig ihren Alltag regeln und auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen können. Die Sprachtests sind auch Voraussetzung für eine Einbürgerung.

Kurs. Außerdem unterrichte ich in einem Abendkurs Erwachsene zwischen 20 und 56 Jahren. Sie kommen aus der Ukraine, Moldau und Syrien.

WELT: Die Kurse gelten als das Herzstück der Integration und sollen die Teilnehmer auf ein Leben in Deutschland vorbereiten. Gelingt das?

DERIABINA: Ich glaube, vor zwei Jahren gelang es uns besser. Als Lehrer führen wir eine Anwesenheitsliste auf Papier. Damals konnte ich eintragen, wann Teilnehmer gekommen und gegangen sind. Heute wird weder Anwesenheit noch Teilhabe erfasst. Es reicht die Unterschrift, dass der Teilnehmer da war. Einige sitzen 30 Minuten im Unterricht und sind dann schon weg. Für den Platz bezahlt wird trotzdem.

WELT: Die Teilnehmer verschwinden einfach?

DERIABINA: Wahrscheinlich sehen Sie, dass es ziemlich schwer ist, in Deutschland Fuß zu fassen. Für eine sichere Arbeitsstelle braucht man mindestens das Niveau B2, das man erst mit einem Folgekurs nach dem Integrationskurs erreichen kann. Sie haben offenbar wenig Hoffnung, das zu schaffen.

WELT: 2024 belegten 330.000 Ausländer einen Integrationskurs in Deutschland. Ein größerer Teil wird aufgrund ihres Aufenthaltstitels oder des Bezugs von Sozialleistungen dazu verpflichtet, andere absolvieren ihn freiwillig. Gibt es Unterschiede zwischen den Teilnehmern?

DERIABINA: Diejenigen, die Schwierigkeiten mit ihrem Aufenthaltstitel haben, sind oft die fleißigsten. Sie sollen lernen, den Kurs besuchen, gleichzeitig aber auch zum Anwalt oder zum Jobcenter gehen.

Wenn die Hälfte bestanden hat, ist das gut. Wenn es mehr sind, dann freuen wir uns natürlich.

WELT: Die Teilnehmer sollen den Kurs mit dem Sprachniveau B1 abschließen. Wie gut können die Absolventen tatsächlich Deutsch?

DERIABINA: Es ist auch wieder ein gemischtes Bild. Es gibt Teilnehmer, besonders jüngere, die schon selbstständig im Alltag unterwegs sind und erzählen, was sie weiter in ihrem Leben vorhaben. Andere verstehen und sprechen nur sehr wenig Deutsch.

WELT: 2024 wurden 114.000 Ausländer erneut vom BAMF zu einem Wiederholungskurs zugelassen, um noch einmal 300 Stunden extra Unterricht zu erhalten. Haben so viele Teilnehmer nicht gut mitgearbeitet oder ist der Kurs tatsächlich so schwer?

DERIABINA: Ich denke, dass manche diese 300 Wiederholungstunden brauchen, um Deutsch zu lernen. Wir hatten in den vergangenen Jahren aber ein anderes Problem: Teilnehmer haben den Integrationskurs absichtlich nicht geschafft, um erneut teilzunehmen und nicht arbeiten zu müssen. Seit Dezember 2024 ist die Wiederholung nur noch für Teilnehmer von Kursen mit besonderem Förderbedarf möglich.

WELT: Für die Integrationskurse wird eigentlich ein Eigenanteil von 2,29 Euro pro Stunde fällig. Wer Sozialleistungen bezieht, ist aber davon befreit. Wie viele Schüler zahlen tatsächlich?

DERIABINA: Ich habe nur vier Teilnehmer in einem Abendkurs, die tatsächlich Vollzeit arbeiten und bezahlen. Der Rest bekommt die Kurse komplett bezahlt.

WELT: Sie vermitteln nicht nur Deutsch, sondern Regeln des Zusammenlebens. Erleben Sie auch eine Ablehnung unserer Werte, von der einige Schulleiter oder Erzieher immer wieder berichten?

DERIABINA: Ich erlebe es eher als eine Neugier: Warum wohnen Paare zusammen, die nicht verheiratet sind? Wie können zwei Frauen oder zwei Männer verheiratet sein? Ich sage, in anderen Ländern ist die Situation vielleicht anders, aber in Deutschland, in Europa ist das möglich. Auch, wenn man sich damit unwohl fühlt oder es nicht versteht, muss man es tolerieren.

WELT: Im September kam heraus, dass gefälschte Kurs- und Sprachzertifikate über TikTok und WhatsApp zu kaufen sind, die teilweise auch bei Einbürgerungen vorgelegt wurden. Gibt es Teilnehmer, die sich dafür interessieren?

DERIABINA: Ja, ich wurde gefragt, ob es möglich ist, so ein Zertifikat auch zu kaufen. Wie wir gesehen haben, ist das möglich. Aber nicht an meiner Schule.

WELT: Was schlagen Sie vor, um das System der Integrationskurse zu verbessern?

DERIABINA: Die Anwesenheitskontrollen müssten wieder eingeführt werden. Man könnte auch überlegen, die Lehrkräfte zu verbeamen, weil sie die deutsche Sprache und die deutschen Werte vermitteln. Ich bin bei einem Träger fest angestellt, aber viele Lehrer arbeiten auf Honorarbasis. Das BAMF hat beschlossen, dass fest angestellte Lehrer ab 2026 nur noch 29 Stunden pro Woche unterrichten dürfen, um mehr Zeit für die Vor- und Nachbereitung zu haben. Solche Vorgaben frustrieren viele.

WELT: Und wie könnte auch der Unterricht besser werden?

DERIABINA: Wir haben im Orientierungskurs die Möglichkeit für Exkursionen, aber nicht im Sprachkurs. Die Teilnehmer bleiben immer im Raum mit der Tafel. Ich würde gerne mit meinen Kursen rausgehen, ihnen Obst und Gemüse im Supermarkt zeigen und sie mit Verkäufern sprechen lassen. Das ist leider nicht möglich.



TATIANA EKIMOVA

Hunderttausende Migranten belegen jedes Jahr Integrationskurse. Was einst als Herzstück der Eingliederung gepriesen wurde, läuft längst ohne Kontrolle ab. Gezahlt wird trotzdem. Eine Lehrerin berichtet

Doch diesen Ansprüchen werden die Kurse kaum noch gerecht, berichtet Deriabina. Dennoch laufe das System weiter.

WELT: Frau Deriabina, Sie hatten heute Vormittag noch Unterricht. Was war Thema und wie gut lief der Kurs?

LOLITA DERIABINA: Im Moment unterrichte ich vormittags einen Jugendintegrationskurs mit 16 Teilnehmern zwischen 20 und 25 Jahren. Im Orientierungskurs nach dem eigentlichen Sprachkurs sprechen wir über die Geschichte und das politische System Deutschlands. Weil bald der Abschlusstest ansteht, haben wir uns die Testformen noch einmal angesehen.

WELT: Die häufigsten Nationen sind laut Bundesamt für Migration Ukrainer, gefolgt von Syrern und Afghanen. Wer sitzt in Ihren Integrationskursen?

DERIABINA: Aus der Ukraine habe ich dort derzeit nicht so viele Teilnehmer. Meine Schüler sprechen überwiegend Arabisch oder Türkisch. Sie haben keinen Schulabschluss, aber die Möglichkeit, diesen nach dem Integrationskurs nachzuholen oder eine Ausbildung zu beginnen. Aktuell habe ich auch fünf Kolumbianer im

DERIABINA: Nein. Sie finden Ausreden, haben einen Termin oder fühlen sich nicht so gut. Ich würde sagen, 60 Prozent bemühen sich, sind motiviert und arbeiten mit. Der Rest leider nicht. Einige kommen später, gehen früher oder schlafen im Unterricht. Das wird nicht bestraft. Dadurch verlieren auch die anderen ihre Motivation.

WELT: Haben die Anbieter der Kurse, beim BAMF registrierte Sprachschulen, keine Handhabe gegenüber den Unwilligen?

DERIABINA: Die Schulen interessieren sich dafür, dass die Teilnehmer in ihrem Kurs bleiben, weil das BAMF sie pro Teilnehmer bezahlt. Manche Schulen verschicken Abmahnungen, einmal, zweimal, dreimal. Aber die Teilnehmer bleiben trotzdem im Kurs und das System läuft weiter. Vor zwei Jahren haben wir tatsächlich zwei bis drei Schüler aus jedem Kurs rausgeworfen, weil sie nicht oder immer wieder später gekommen sind. Heute quasi keinen mehr.

WELT: Warum sitzen so viele Teilnehmer lustlos in ihrem Kurs?

Das stresst sie. Diejenigen, die ohnehin nicht viel Lust haben, dürfen problemlos in Deutschland bleiben.

WELT: Welche Rolle spielt das Herkunftsland – insbesondere Länder, die immer wieder im Fokus der Migrationsdebatte stehen wie Syrien, Afghanistan oder Marokko?

DERIABINA: Je mehr Teilnehmer ich unterrichtet habe, desto weniger Aufmerksamkeit schenke ich der Nationalität. Jeder ist anders. Ich habe Teilnehmer aus den genannten Ländern unterrichtet, die total nett waren und fleißig mitgearbeitet haben. Und dann solche aus Herkunftsländern, die als vermeintlich zuverlässig gelten wie die Ukraine oder sogar aus EU-Ländern. Und die waren gar nicht motiviert.

WELT: Integrationskurse umfassen 600 Stunden Deutschunterricht und 100 Stunden sogenannte Orientierung zum Leben in Deutschland. Wie viele Teilnehmer bestehen am Ende die Prüfungen?

DERIABINA: Die Sprachkurse bestehen nach Angaben des BAMF etwa 58 Prozent.

So hoch ist die Akzeptanz für Gleichberechtigung

Eine Studie erfasst die Einstellungen von Männern und Frauen. In manchen Ländern wenden sich viele Vertreter der Generation Z konservativen Rollenbildern zu

Die Akzeptanz der Gleichberechtigung von Mann und Frau hat in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland deutlich zugenommen. Bei längerfristiger Betrachtung der gesamten Welt gebe es einen „klaren Modernisierungsprozess der Einstellungen zu Geschlechterrollen in der Gesellschaft“, stellt das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in einer Studie fest.

SABINE MENKEN

In den nordischen Ländern wie Schweden bewegt sich der auf einer Skala zwischen 0 (traditionell) und 1 (gleichstellungsorientiert) gemessene „Egalitätsindex“ bereits nahe am Höchstwert.

In Deutschland liegt er mit einem Wert von 0,85 deutlich über dem weltweiten Durchschnitt von 0,62. Doch so ungebremst wie in den Jahren seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs setze sich diese Einstellung zur Gleichberechtigung zuletzt offenbar nicht mehr fort. Der Prozess habe sich deutlich verlangsamt und mancherorts sogar umgekehrt, stellten die DIW-Forscher in ihrer Analyse fest.

„Weltweit sind die Unterschiede größer geworden. Einige Länder modernisieren sich weiter, andere bleiben sehr traditionell; in manchen Ländern sind die Jüngeren wieder traditioneller als ihre Eltern. Das ist ein Phänomen, was uns überrascht hat und sich auch in einzelnen europäischen Ländern beobachten lässt“, sagt DIW-Forscher Lu-

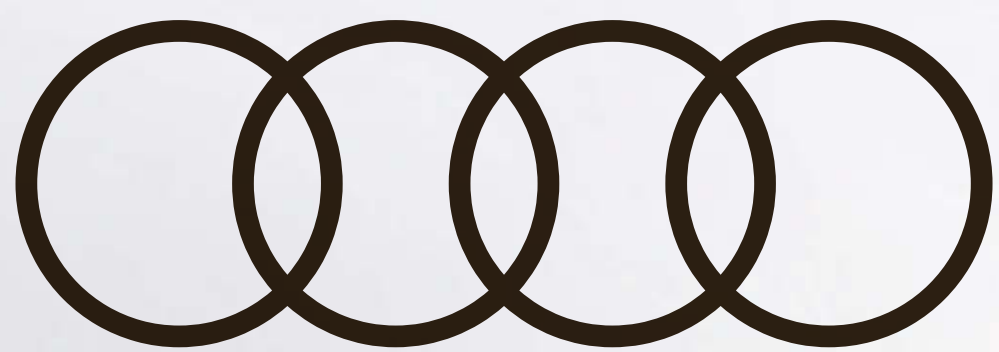
kas Menkhoff, der die Studie mit seiner Kollegin Katharina Wrohlich erarbeitet hat. Die Analyse basiert auf Antworten aus sieben Befragungswellen des „World Value Survey“, in dem alle fünf Jahre sozialer, politischer, wirtschaftlicher, religiöser und kultureller Werte und Einstellungen erhoben werden. Für den Egalitätsindex zogen die Forscher die Zustimmungswerte zu drei Aussagen aus den Bereichen Bildung, Arbeit und Politik heran, die Auskunft über die Haltung zu Gleichstellungsfragen geben können: „Universitätsbildung ist für Jungen wichtiger als für Mädchen.“ – „Männer sollten bei Jobknappheit mehr Recht auf einen Job haben als Frauen.“ – „Männer sind bessere politische Führungspersonen als Frauen.“

Für Analysen über die Zeit hinweg nutzten die Forscher fünf Befragungswellen in einem Zeitraum von 1995 bis 2022. Für die Zeit davor wurden die Einstellungen anhand der Antworten der älteren Geburtsjahrgänge abgeschätzt. Insgesamt wurden so Trends über mehr als 60 Jahrgänge hinweg rekonstruiert, beginnend mit dem Geburtsjahrgang 1915. Repräsentative Daten liegen für mehr als 80 Länder vor. Seit den 90er-Jahren sind egalitäre Einstellungen demnach weltweit gewachsen, der Mittelwert des Egalitätsindex stieg 1995 bis 2020 von 0,53 auf 0,62. In Deutschland stieg der Wert von 0,74 auf 0,85. Länder mit höherem Einkommen zeigten tendenziell modernere Geschlechterbilder. Doch das Tempo

der Veränderung hat sich insgesamt verlangsamt. In knapp 40 Prozent der untersuchten Länder sind jüngere Menschen zwischen 18 und 27 Jahren nicht mehr moderner eingestellt als die zehn Jahre älteren Kohorten – in manchen sogar konservativer. Dies gilt etwa für Italien, Polen, die USA und Brasilien.

„Das heißt, in diesen Ländern sind die jüngsten 20 Jahrgänge der Erwachsenen umso traditioneller, je jünger sie sind“, heißt es in der Analyse. „Wenn sich dies fortschreibt, würde sich die Modernisierungstendenz eines Tages ins Gegenteil umkehren.“ In früheren Erhebungswellen des World Value Survey waren die jüngeren Jahrgänge typischerweise moderner hinsichtlich ihrer Einstellungen zu Geschlechterrollen

als die älteren. In Deutschland hält der Trend zu egalitäreren Einstellungen zwar an, flacht aber ab. So sei der Wert des Egalitätsindex der jüngeren Welle etwa seit dem Jahrgang 1965 bis zu den jüngsten Jahrgängen um 1995 fast unverändert geblieben, heißt es in der Analyse. „In Deutschland sieht man, dass die Einstellungen ein hohes Maß an Modernität erreicht haben, also sich ein relativ gleichgerichtetes, egalitäres Rollenbild etabliert hat“, sagt Menkhoff. In den vergangenen Jahrzehnten sei aber nicht mehr viel passiert. Auffällig sei auch die zunehmende Streuung der weltweiten Egalitätsindex-Werte. Die Einstellungen zu Geschlechterrollen seien heute weltweit uneinheitlicher als noch vor 25 Jahren.



Aktion Upgrade.

Jetzt ausgewählte Modelle zu attraktiven Konditionen.

Bis 31.12.2025*.



*Verlängerung der Aktion vorbehalten.

Businessangebot
sichern unter
www.audi.de/business



In Russland verschwinden Statistiken

Niemand soll erfahren, wohin Putin das Land steuert – und wer dabei verdient

Die russische Großinvasion der Ukraine begann vor bald vier Jahren. Nach Schätzungen von Experten sind seitdem Hunderttausende russische Soldaten gefallen. Mit der Zahl der Verletzten dürften die russischen Verluste längst eine Million überschritten haben. Doch vom Verteidigungsministerium erfährt man dazu nichts.

PAVEL LOKSHIN

Zuletzt meldete sich Russlands Armee im September 2022 mit Zahlen zu Gesamtverlusten zu Wort. Schon damals waren sie unglaublich niedrig. Weniger als 6000 russische Soldaten sollen in der Ukraine gefallen sein. Die Geheimhaltung der Kriegsverluste wäre an sich nachvollziehbar. Doch sie fügt sich in einen Trend. Der russische Staat lässt seit der Großinvasion immer mehr Daten verschwinden. Wie viel Bevölkerung Russland derzeit hat, wie viele Geburten und Sterbefälle inklusive Todesursachen es gab, Daten zu Migranten und ihren Herkunftsländern, Zahlen zu Eheschließungen und Scheidungen – diese demografischen Kennzahlen werden nicht länger von der Statistikbehörde Rosstat veröffentlicht. Auch auf Nachfrage werden sie nicht bereitgestellt.

Die Umweltbehörde verbirgt neuerdings, welche gefährlichen Chemikalien Industrieunternehmen freisetzen. Zahlen zur Ölförderung unterliegen der Geheimhaltung und werden lediglich punktuell von zuständigen Ministern oder von Wladimir Putin bekannt gegeben. Selbst Statistiken über Todesopfer von Straftaten und über Gefängnisinsassen sind nicht länger öffentlich. Ein Drittel der Haushaltsausgaben unterliegt neuerdings der Geheimhaltung und wird nicht mehr ausgewiesen. Große Staatsunternehmen wie die Russischen Eisenbahnen oder die Ölgesellschaft Gazprom-Neft publizieren keine Finanzdaten mehr.

Russland wird zu einer „black box“, schreiben die Rechercheure des Exil-Mediums iStories. Je länger der Ukraine-Krieg andauert, desto intransparenter werden seine Auswirkungen auf die Wirtschaft und Gesellschaft Russlands. Alle Daten, die ein negatives Bild der Lage im Land zeichnen können, müssen zurückgehalten werden, analysiert der Forscher und Open-Data-Experte Arnold Chatschaturow in einem Beitrag für die US-Denkfabrik Carnegie. Der russische Staat setzt einen Trend fort, der spätestens mit der vierten Präsidentschaft Wladimir Putins 2018 begann. Er hat die Doktrin der „offenen Regierung“, die noch unter seinem Vorgänger Dmitrij Medwedjew beschlossen wurde, nach und nach ausgehebelt. Der russische Staat investierte einst umgerechnet hunderte Millionen Euro in die Transparenzinitiative, in der Hoffnung, den Binnenmarkt mit mehr Daten zu beleben und ausländische Investoren anzulocken. Damit ist es vorbei. Russland versucht nicht länger, der Öffentlichkeit Daten und Statistiken über die Arbeit des Staates zur Verfügung zu stellen. Der damals für das Projekt zuständige Minister Michail Abysov ist seit 2019 in Haft, wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung. Zunächst wurden die Daten nicht mehr veröffentlicht, die Oppositionelle wie Alexej Nawalny nutzten, um Korruption innerhalb der Regierungselite publik zu machen. Chatschaturow nennt das „reaktive Zensur“. Solche Fälle hat es auch nach der Großinvasion gegeben. Daten zur Zahl der Gefängnisinsassen verschwanden vor drei Jahren, nachdem das Exil-Medium Mediazona sie dazu nutzte, um Massenrekrutierung von Häftlingen durch die Wagner-Gruppe zu belegen.

Insgesamt ist der russischer Staat inzwischen zur proaktiven Zensur der Statistiken übergegangen. Dutzende Behörden veröffentlichen laut der Datenjournalismus-Plattform Tochno ihre Statistiken nicht mehr. Tausend Behörden-Datensätze sind verschwunden. Aus dem staatlichen „Portal für offene Daten“ verschwanden zehntausende Datensätze, meist mit auf den ersten Blick unbedenklichen Verwaltungsdaten wie Organigrammen von Behörden. Es geht dabei nicht nur um Sicherheit – sondern um eine Art Zensur-Selbstbedienung der krenlnahen Eliten. Duma-Abgeordnete müssen ihr Einkommen und ihren Immobilienbesitz nicht länger öffentlich machen.

Die totale Statistikzensur ist aber bislang nicht eingetreten, argumentiert Carnegie-Experte Chatschaturow. „Man kann keinen Schalter umlegen und sich sofort in Nordkorea verwandeln.“



Ausbildung in Norwegen: Reservist Haakon (l.) aus Trondheim und junge Soldaten bei einer Übung im Schnee

Der schwere Schützenpanzer rattern auf den Fjord zu, kurz vor dem Wasser kommen sie auf einem Schotterplatz zum Stehen. Haakon springt gemeinsam mit seinen Kameraden vom Fahrzeug. Um die jungen Männer herum sind hochmoderne Waffensysteme aufgebaut. Gemeinsam mit anderen Nato-Soldaten führen sie an einem Frühsommertag dieses Jahres das norwegische Nomads vor, ein hochmobiles Kurzstrecken-Luftverteidigungssystem.

STEFANIE BOLZEN UND LARA JÄKEL

Der 20-jährige Haakon, der seinen Nachnamen für sich behält, nimmt an diesem Tag für die norwegische Armee an einer Nato-Übung am Polarkreis teil. Es ist die größte Übung der Allianz zur integrierten Luft- und Raketenabwehr, die Elite des 32 Mitgliedstaaten zählenden Bündnisses kommt hier zusammen. Auch Haakon gehört in seinem Heimatland zu einer Elite. Der junge Mann aus Trondheim zählt zu den rund 15 Prozent seines Jahrgangs, die den Wehrdienst ableisten dürfen. Während in Deutschland laut Umfragen 63 Prozent der 18- bis 29-Jährigen eine Wiedereinführung der Wehrpflicht ablehnen, ist die Aufnahme in die norwegischen Streitkräfte ein hart umkämpftes Privileg und für junge Leute eine Auszeichnung.

Auch in den anderen nördlichen Ländern ist der Wehrdienst beliebt: Jedes Jahr melden sich dort Tausende junge Männer und Frauen freiwillig für die Ausbildung an der Waffe. Die Gründe dafür sind vielfältig – und machen deutlich, woran es in Deutschland in Sachen Verteidigungsbereitschaft mangelt. Da ist zum einen die Kontinuität. Anders als hierzulande ist die Wehrpflicht in Finnland, Norwegen und Dänemark nie aus-

gesetzt, sondern nur die Anzahl der Rekruten vorübergehend reduziert worden. Schweden führte die Pflicht nach einer kurzen Pause bereits 2018 wieder ein. Zudem sind im Norden – mit Ausnahme Finnlands – auch Frauen verpflichtet, sich mustern zu lassen. Beides führt dazu, dass das Militär stärker in der Mitte der Gesellschaft verankert ist.

Der Wehrdienst sei in Finnland so etwas wie ein Kulturgut, erklärte ein Rekrut, der sich als Christian vorstellt, bei einer Nato-Übung in Lappland vor einem Jahr, die WELT beobachten konnte. „Fast jeder, den ich kenne, hat Wehrdienst geleistet.“ Diese Tatsache sei ebenso wichtig wie die militärischen Fähigkeiten, die beim Wehrdienst vermittelt würden, sagte kürzlich der ehemalige finnische Präsident Sauli Niinistö bei einem Pressesprach in Helsinki. „Ein Junge aus Lappland und einer aus Helsinki haben wenig gemeinsam. Aber wenn man sie zusammenbringt, lernen sie, einander zu vertrauen.“

In Niinistös Aussage spiegeln sich auch die Grundwerte wie Solidarität und Gemeinschaft wider, die für die nördlichen Länder so charakteristisch sind: Verteidigung wird als Aufgabe der gesamten Gesellschaft angesehen, zu der jeder ganz selbstverständlich einen Beitrag leistet. In Norwegen absolvierte selbst Kronprinzessin Ingrid Alexandra dieses Jahr eine 15-monatige Militärausbildung in einem Ingenieur-Bataillon; auch die schwedische Kronprinzessin Victoria lässt sich zur Offizierin ausbilden.

Neben Militär und Politik werden auch Unternehmen und Zivilisten in das Konzept der Gesamtverteidigung eingebunden und auf den Ernstfall vorbereitet. So gibt es etwa in Schweden neben der Wehrpflicht auch eine allgemeine Dienstpflicht, die allen schwedischen Bürgerinnen und Bürgern eine bestimm-

te Rolle für verschiedene Szenarien zuweist. „Es ist bei uns beinahe eine Selbstverständlichkeit, wenn das Land bedroht ist, dass jede und jeder seinen Teil leistet“, sagte die schwedische Botschafterin in Deutschland, Veronika Wand-Danielsson, im Gespräch mit WELT und anderen Journalisten in dieser Woche in Berlin.

Neben dem gesellschaftlichen Aspekt sind es aber auch handfeste Anreize, die den Wehrdienst im Norden so beliebt machen. Im Detail unterscheiden sich die Rekrutierungsverfahren. In Dänemark werden alle jungen Männer und Frauen eines Jahrgangs gemustert und müssen ein Los ziehen, wenn sie als wehrtauglich eingestuft werden – für den Fall, dass sich nicht genug Freiwillige für den Dienst melden. In Schweden und Norwegen wird dagegen nur ein Teil jedes Jahrgangs gemustert, der anhand eines Fragebogens ermittelt wird.

Auch die Dauer variiert von derzeit noch vier Monaten in Dänemark bis hin zu 19 Monaten in bestimmten Fällen in Norwegen. Was alle Verfahren aber gemeinsam haben: Sie beinhalten einen umfassenden Test der Fitness, des Allgemeinwissens und der psychologischen Eignung. „Man muss zunächst eine Online-Registrierung machen“, erzählt der norwegische Rekrut Haakon. „Dann wird man eingeladen zu Fitness-tests. Laufband, Klimmzüge, solche Sachen. Es gibt auch eine ärztliche Untersuchung. Und danach kommt so eine Art Intelligenztest.“

Wer nach den Tests eingezogen wird, bekommt also einen Nachweis, zu den leistungstärksten Jugendlichen des eigenen Jahrgangs zu gehören. Wehrdienst zu leisten, mache sich gut im Lebenslauf, so Schwedens Botschafterin Wand-Danielsson. „Es zeigt, dass man diszipliniert und teamfähig ist und eine gute Ausbildung durchlaufen hat.“ Die

Militärausbildung, das wissen auch Universitäten und Unternehmen, wirkt sich positiv auf die Leistungsbereitschaft der Absolventen aus. „Man wächst in der Wehrdienstzeit als Mensch, weil man große Herausforderungen durchmacht“, sagt Haakon. Gleich zu Beginn der Ausbildung sei er mit anderen Rekruten auf eine Expedition geschickt worden. „Es war echt hart, mehrere Tage lang ohne Schlaf und Essen. Da kann man nicht einfach herumjammern, man muss den Moment leben und einfach weitermachen. Das lehrt einen, wie weit man mit genug Willen kommen kann.“ Eine Erfahrung, fügt der junge Mann hinzu, welche man später im Leben auf andere herausfordernde Situationen anwenden könne.

Weil der Wehrdienst so beliebt ist, hat Norwegens sozialdemokratischer Premier Jonas Gahr Støre die Aufnahme neuer Rekruten erhöht, von 9000 auf 13.600 ab 2036. Auch Dänemark und Schweden peilen in den nächsten Jahren einen deutlichen Zuwachs an. „Es geht um Kampfkraft“, erklärte Kenneth Strøm, Leiter des dänischen Wehrpflichtprogramms, dem Radiosender DR. „Wir befinden uns in einer Situation, in der die Kampfkraft fast nicht schnell genug aufgebaut werden kann“, sagt er in Anspielung auf den russischen Angriffskrieg in der Ukraine.

In den nördlichen Ländern wird Moskau als größere Bedrohung wahrgenommen als hierzulande. Das liegt zum einen an der geografischen Lage: Norwegen teilt fast 200 Kilometer seiner Grenze mit Russland, Finnland sogar mehr als 1300 Kilometer. Und zum anderen an der Geschichte: Schweden und Finnland führten mehrfach Krieg mit den Vorgängerstaaten Russlands, was bis heute die Einstellung zu Verteidigungsfragen prägt. Vorfälle wie die Verletzung des Luftraums durch russische Kampfsjets

oder hybride Angriffe auf die Infrastruktur werden darum genauestens beobachtet. In Norwegen haben laut aktuellen Umfragen mittlerweile 35 Prozent der Bürger Angst vor einem Krieg. Im vergangenen Jahr waren es noch 31 Prozent. Haakon teilt diese Angst nicht. „Wir machen uns keine wirklich großen Sorgen. Aber gleichzeitig wollen wir absolut vorbereitet sein, falls etwas passiert.“

Finne Christian zeigte sich bei der Übung im vergangenen Jahr ebenfalls selbstbewusst. „Wir wissen, was es braucht, um unser Land zu verteidigen“, sagte er. „Seit dem Zweiten Weltkrieg arbeiten wir daran, auf jedes mögliche Szenario vorbereitet zu sein.“ Auch das ist ein auffälliger Unterschied zu Deutschland: Das Ansehen der Armee und das Vertrauen in die militärischen Fähigkeiten des Landes sind in den nördlichen Ländern traditionell deutlich größer – und damit auch das Interesse, selbst eine militärische Ausbildung zu absolvieren.

„Wir haben momentan keine Probleme, unseren Bedarf für den Wehrdienst zu decken“, erklärte Wand-Danielsson in Berlin. Zurzeit gebe es sogar mehr Interessenten als Plätze. Das liege auch daran, dass die Ausbildung in den vergangenen Jahren attraktiver gestaltet worden sei – etwa mit höheren Gehältern und besserer Ausstattung der Rekruten. „Wir müssen sicherstellen, dass die Bedingungen stimmen“, so die Botschafterin. All das zeigt sich zusammengefasst in der Verteidigungsbereitschaft der Bevölkerung. In Finnland geben in Umfragen regelmäßig mehr als 80 Prozent der Befragten an, sie seien bereit, ihr Land im Ernstfall mit der Waffe zu verteidigen. Bei den Dänen, Schweden und Norwegern ist der Anteil etwas geringer, liegt aber durchweg deutlich über 50 Prozent. In Deutschland sind es je nach Umfrage gerade einmal um die 20 Prozent.

Das neue Problem für das Trump-Lager

Demokraten schlagen sich beim ersten Test nach Amtsantritt des Präsidenten besser als erwartet – auch außerhalb von New York

Wie ernst die Republikaner die drei deutlichen Wahlsiege der Demokraten nehmen, brachte ein zeitweiliger MAGA-Liebling am Mittwochmorgen auf den Punkt. „Wir haben unseren Arsch auf einem Tablett serviert bekommen.“ Zwei Lehren: Wir müssen uns auf die Lebenshaltungskosten konzentrieren. Die Preise für Strom, Lebensmittel, Krankenversicherung runterbringen“, sagte Vivek Ramaswamy, 2024 republikanischer Vorwahlkandidat. „Und nicht mehr über Identitätspolitik reden. Uns interessiert weder deine Hautfarbe noch Religion, nur dein Charakter.“

STEFANIE BOLZEN

Der einstige Trump-Chefstrategie Steve Bannon legte in einem Interview mit POLITICO nach. „Die heutige Nacht sollte ein Weckruf für die populistisch-nationalistische Bewegung unter Präsident Trump sein. Das sind sehr ernstzunehmende Leute, und man muss ihnen ernsthaft entgegentreten.“ Dass Donald

Trump der Erfolg seiner Gegner kaum eines Kommentars wert war, kann als Beweis gelten, dass der Republikaner der blauen Welle keinen zusätzlichen Schwung bescheren will. Die ist bereits groß genug, weil die Wahlergebnisse die Erwartungen übertroffen haben.

Fraglos war das in New York City der Fall, wo der erst 34-jährige Zohran Mamdani aus dem Stand heraus mit klarer Mehrheit und einer historisch hohen Wahlbeteiligung am 1. Januar in die City Hall einzieht. Aber ein tieferer Blick macht klar, dass aus Sicht der Demokraten andere die wirklichen Sieger des ersten Wahltests seit Trumps Rückkehr ins Weiße Haus sind. Namentlich zwei demokratische Frauen, und noch dazu im Gegensatz zum Sozialisten Mamdani Vertreterinnen der politischen Mitte. In Virginia stand Abigail Spanberger schon eine halbe Stunde nach Schließung der Wahllokale als neue Gouverneurin fest. In New Jersey gewann Mikie Sherrill das Gouverneursamt mit 51 Prozent der Stimmen und neun Punkten Vorsprung. Noch

ein paar Tage zuvor hatten die Demoskopen ein knappes Rennen prognostiziert. Bei einem Wahlkampfauftritt sprach Spanberger ausführlich darüber, dass ihre berufliche Biografie exemplarisch stehe für ein Ziel: sich in den Dienst der Bürger zu stellen. Spanberger kommt



Sieger Zohran Mamdani mit seiner Frau Rama Duwaji

aus einer Militärfamilie, sie selbst arbeitete vor ihrem Einzug ins US-Repräsentantenhaus 2018 als Strafverfolgerin und für die CIA. Blond, Mutter von drei Töchtern, christlich geprägt.

Wie Spanberger gehört auch New Jerseys künftige Gouverneurin zum „Mod Squad“ im US-Kongress, einer Gruppe moderater Abgeordneter. Sherrill kommt wie Spanberger aus dem öffentlichen Sicherheitssektor. Sie ist Mutter von vier Kindern, ihr Mann war Marineoffizier, steht sie für klassische Demokraten-Politik, zu „woken“ Themen ist in ihrer Agenda nicht viel zu finden. Stattdessen macht sie Politik für die Mittelschicht und kleinere und mittlere Unternehmen. Zweifelsfrei hat auch Trump dazu beigetragen, dass die Demokraten den ersten Wahltest bestanden haben, und das weitaus besser als erwartet. Der US-Präsident hatte 2024 vor allem dank des Versprechens gewonnen, dass er die Wirtschaft ankurbeln und die Lebenshaltungskosten senken werde – was aber nicht passiert. Viele Demokraten fürchten, dass Trump Mamdani

Wahlsieg gnadenlos nutzen wird, um die Partei vor den Midterms 2026 als Sozialisten zu brandmarken. Weshalb die Siege in New Jersey und Virginia aus Sicht der Partei enorm wichtig sind. Trotzdem dürfen die Resultate nicht als verlässlicher Indikator gelten, dass die Demokraten schon wieder auf Siegeszug sind. Beide Bundesstaaten wählen ohnehin traditionell demokratisch. Und traditionell gehen die Ergebnisse der ersten Wahltests nach einer Präsidentschaftswahl zugunsten der Opposition aus.

Derweil ging das Ergebnis auch in Kalifornien über die optimistischsten Vorhersagen hinaus. Gouverneur Gavin Newsom, seit dem 20. Januar mit Abstand Trumps schärfster Widersacher, war ein politisches Risiko eingegangen und hatte ein Referendum über die Neuzuschneidung von Wahlbezirken ange-setzt. 65 Prozent und damit eine überwältigende Mehrheit stimmten für die Reform nach einer Wahlkampagne, die die Demokraten als Gegenangriff auf Trump vermarktet hatten.

STEFANIE BOLZEN, GETTY IMAGES/KLAUS VEDFELT, MARCUS BRANDT/DPA, AP/NTB/HEIKO JUNG

Bei der Militärparade zum 80. Jahrestag des Sieges über Japan am 3. September in Peking präsentierte China erstmals öffentlich eine Interkontinentalrakete. Für die Bevölkerung war es eine Zurschaustellung militärischer Stärke. Fachleute in Washington, Tokio und Berlin verfolgten den Auftritt dagegen mit analytischem Blick. Sie sahen darin nicht nur eine Machtdemonstration, sondern auch den beschleunigten Ausbau der nuklearen Abschreckung Chinas.

CHRISTINA ZUR NEDDEN

Kurz vor dem Treffen zwischen Xi Jinping und Donald Trump in Südkorea am vergangenen Donnerstag hatte der US-Präsident behauptet, China führe heimlich Atomtests durch. Damit hatte er gerechtfertigt, auch in den USA wieder mit atomaren Tests beginnen zu wollen. Dass ein US-Präsident erstmals seit Ende des Kalten Krieges offen über eine Rückkehr zu nuklearen Tests spricht, markiert einen Tabubruch – und unterstreicht, wie sehr das Vertrauen zwischen den Großmächten erodiert. Auch nach dem Gipfel wiederholte er den Vorwurf im US-Fernsehen: „China testet, aber sie sprechen nicht darüber.“ Öffentliche Belege legte er nicht vor, internationale Überwachungssysteme registrierten keinerlei Explosionen. „Washington hegt den Verdacht, China könnte sehr kleine, superkritische Tests durchführen“, sagt Tong Zhao, Senior Fellow im Nuclear Policy Program bei Carnegie China gegenüber WELT. „Aber die vorsichtige Wortwahl zeigt, dass bislang keine eindeutigen Beweise existieren.“

Trumps Verdacht speist sich aus der strikten Geheimhaltung des chinesischen Atomprogramms und dem schnellen Anwachsen des chinesischen Arsenal. Außerdem wird das Testgeländes Lop Nur immer weiter ausgebaut, Chinas zentrales Atomtestareal in Xinjiang. Nach außen präsentiert sich Peking regeltreu. Der letzte offiziell bestätigte Atomtest fand 1996 statt, die USA haben ihre letzten unterirdischen Atomversuche 1992 unternommen. Beide Staaten halten sich formal an das seit



China präsentiert neue Raketen bei einer Parade in Peking

Treiber des Atomzeitalters

Alle schauen auf Russland und die USA – dabei rüstet China gerade in aller Stille auf

Jahrzehnten bestehende Moratorium, ohne jedoch den Teststoppvertrag zu ratifizieren, der das umfassende Verbot von Nuklearversuchen regelt.

Chinas Führung verweist regelmäßig auf ihre „selbstverteidigungsorientierte Nuklearpolitik“ und den Erstschlagverzicht. Unmittelbar vor dem Gipfel mit Trump bekräftigte das Außenministerium diese Linie erneut. Gleichzeitig zertifizierte China zwei neue seismische Überwachungsstationen des internationalen Teststopp-Systems, was UN-Vertreter lobten. Für die chinesische Diplomatie sind solche Momente Teil einer Erzählung, die Verantwortung betont und Vertrauen suggerieren soll.

Doch im Hintergrund vollzieht sich ein Wandel, der die globale Sicherheitsordnung beeinflusst. China verfügt laut SIPRI, dem renommierten Stockholmer

Friedensforschungsinstitut, über mittlerweile rund 600 nukleare Sprengköpfe. Seit 2023 wächst das Arsenal um etwa 100 pro Jahr, bis 2030 könnten es rund 1000 sein. Parität mit den USA, die über etwa 5200 Sprengköpfe verfügen, oder Russland (rund 5500) strebt Peking nicht an. Entscheidend ist vielmehr die Fähigkeit zum garantierten Gegenschlag, abgesichert durch neue Silo-Felder im Nordwesten, seegestützte Raketen und luftbasierte Systeme.

Im aktuellen Fünfjahresplan taucht erstmals die Formulierung auf, dass die „strategische Abschreckung“ gestärkt werden müsse – nüchtern formuliert, aber geopolitisch unmissverständlich. Zhao formuliert es so: „Die Führung glaubt, ein größeres und moderneres Arsenal mache China für die USA und ihre Verbündeten unantastbar – und zwingt

sie, Pekings Kerninteressen zu respektieren.“ Besorgnis bereitet dem Westen weniger die Zahl der Sprengköpfe als der Mangel an Transparenz. China kommuniziert keine Zielgrößen, keine Obergrenzen, keine Einsatzszenarien. Anders als die USA und Russland, die jahrzehntelang Obergrenzen und Einsatzstrukturen im Rahmen verifizierter Abrüstungsverträge offengelegt haben, gibt China keinerlei Zahlen bekannt. Es setzt auf strategische Ambiguität, die Raum für Interpretationen lässt – und das Risiko von Fehleinschätzungen erhöht. „Diese Unklarheit verschafft Flexibilität“, sagt Zhao, „kann aber auch strategische Missverständnisse begünstigen.“

Die Folgen reichen weit über die chinesisch-amerikanische Konkurrenz hinaus. In Nordkorea dient Chinas nuklearer Ausbau als Argument, das eigene Atomprogramm fortzusetzen und außenpolitisch abzusichern. In Japan und Südkorea gewinnen Stimmen für eigene nukleare Optionen an Gewicht. Indien wird auf Chinas Kapazitäten reagieren, Pakistan wiederum auf Indien. Eine nukleare Kettenreaktion im asiatisch-pazifischen Raum ist keine theoretische Spekulation mehr, sondern ein realistisches Risiko. Trotzdem bleibt Chinas offizielle Zusage zum Erstschlagverzicht bestehen. Zhao sieht weder Hinweise noch Anreiz für eine öffentliche Abkehr. „Die NFU-Formel bietet China bereits genug Spielraum, in einem Konflikt einen nuklearen Einsatz anzudeuten, ohne ihn auszuführen.“ Solange es bei Signalen bleibe, gelte dies intern nicht als Bruch der Doktrin.

China verweist gerne darauf, die Fehler der Sowjetunion vermeiden zu wollen. Doch das Land steht bereits an einem Punkt, an dem strategische Berechenbarkeit schwindet, nicht zunimmt. Eine Macht, die eine globale Führungsrolle beansprucht, steht vor einer Entscheidung: Machtprojektion durch Schweigen – oder Stabilität durch Regeln. Transparenz, regionale Rüstungsbegrenzungen und Dialog mit anderen Mächten des Erstschlagverzichts wie Frankreich und Großbritannien wären erste Schritte. Noch aber schweigt China über seine Ziele. Doch im Atomzeitalter kann Stille lauter wirken als ein Test. Und gefährlicher.

US-Militär soll Stützpunkt in Syrien bekommen

Machthaber al-Scharaa öffnet sich dem Westen

Die USA bereiten Insidern zufolge ihre Präsenz auf einem Luftwaffenstützpunkt in der Nähe der syrischen Hauptstadt Damaskus vor. Dadurch solle ein von Washington vermittelter Sicherheitspakt zwischen Syrien und dem Nachbarn Israel unterstützt werden, erklärten mit der Angelegenheit vertraute Personen. Die Pläne wurden kurz vor dem Besuch des syrischen Präsidenten Ahmed al-Scharaa bei US-Präsident Donald Trump am kommenden Montag im Weißen Haus bekannt.

Die Pläne für die Präsenz in der syrischen Hauptstadt, über die bislang noch nicht berichtet worden war, wären ein Zeichen für die strategische Annäherung Syriens an die Vereinigten Staaten. Der langjährige Machthaber Baschar al-Assad, der im vergangenen Jahr gestürzt wurde, war dagegen ein Verbündeter des Iran. Während des Bürgerkriegs wurde er außerdem von Russland unterstützt. Der Stützpunkt, an dem die USA ihre Präsenz aufbauen wollen, bietet Zugang zu Teilen Südsyriens, die im Rahmen eines Nichtangriffspaktes zwischen Israel und Syrien zu einer entmilitarisierten Zone werden sollen. Die US-Regierung vermittelt bei dem Abkommen.

Unter den Personen, die mit den Vorbereitungen auf dem Stützpunkt vertraut sind, sind zwei westliche Vertreter und ein syrischer Vertreter des Verteidigungsministeriums. Sie erklärten, dass die USA den Stützpunkt zur Überwachung eines möglichen Abkommens zwischen Israel und Syrien nutzen wollten. Ein Vertreter der US-Regierung wollte sich dazu nicht weiter äußern und sagte lediglich, man prüfe ständig die notwendige Präsenz in Syrien, um den IS (Islamischer Staat) wirksam zu bekämpfen. Man äußere sich jedoch nicht zu Standorten von Streit-

kraften. Einem westlichen Militärvertreter zufolge hat das Pentagon seine Pläne in den vergangenen zwei Monaten forciert und mehrere Erkundungsmissionen zu dem Stützpunkt unternommen. Diese hätten ergeben, dass die lange Landebahn der Basis trotz des langen Bürgerkrieges sofort einsatzbereit sei. Aus syrischen Militärkreisen verlautete, dass sich die technischen Gespräche auf die Nutzung des Stützpunktes für Logistik, Überwachung, Betankung und humanitäre Operationen konzentrierten. Syrien solle dabei die volle Souveränität über den Standort behalten.

Die USA haben bereits Truppen in Nordostsyrien stationiert. Sie sind Teil eines jahrzehntelangen Einsatzes zur Unterstützung einer von Kurden geführten Truppe – die Syrian Democratic Forces (SDF) – im Kampf gegen den IS. Im April hatte das Pentagon angekündigt, die Zahl der dort stationierten Soldaten auf 1000 zu halbieren. Die neuen Pläne ähneln zwei anderen US-Militärpräsenzen in der Region, die Abkommen zur Einstellung der Feindseligkeiten überwachen: eine im Libanon im Zusammenhang mit dem Waffenstillstand zwischen der Hisbollah und Israel und eine in Israel, die die Waffenruhe zwischen der Hamas und Israel überwacht.

Die USA bemühen sich seit Monaten um einen Sicherheitspakt zwischen den langjährigen Gegnern Israel und Syrien. Sie hatten gehofft, ein Abkommen bereits im September auf der UN-Generalversammlung bekannt geben zu können, doch die Gespräche stockten. Syrischen Verhandlungskreisen zufolge übt Washington Druck aus, um noch vor Jahresende und möglicherweise vor der Washington-Reise von Präsident al-Scharaa eine Einigung zu erzielen.

rtr

ANZEIGE

DER SCHNELLSTE WEG ZUM FEST.

DHL und der Deutsche Bob- und Schlittenverband wünschen eine frohe Weihnachtszeit.



Als offizieller Logistikpartner des Deutschen Bob- und Schlittenverbands geben wir täglich unser Bestes – ob für den Sport oder in der Zustellung.



AfD-Abgeordnete wollen Politiker im Kreml treffen

SPD, CDU, Grüne und Linke werfen der Partei vor, Putins Interessen in Deutschland zu vertreten

AfD-Abgeordnete wollen Mitte November nach Russland reisen, um in Sotschi Dmitri Medwedjew zu treffen, den Vorsitzenden der Regierungspartei „Einiges Russland“. Das berichtet „T-Online“. Mehrere Abgeordnete bestätigten dem Portal, dass voraussichtlich sowohl die Bundestagsabgeordneten Rainer Rothfuß und Steffen Kotré zur Konferenz reisen werden als auch der Europaabgeordnete Hans Neuhoﬀ und Jörg Urban, der Vorsitzende des AfD-Landesverbands Sachsen.

Kotré und Rothfuß bestätigten „T-Online“ ihre Reise nach Russland, Rothfuß zudem auch seine Teilnahme an einer Diskussionsrunde mit Medwedjew. Urban und Neuhoﬀ antworteten demnach bislang nicht auf eine Anfrage. Die Frage, wie nah die AfD Russland steht, hatte am Mittwoch bereits den Bundestag beschäftigt. Abgeordnete sprachen in einer von den Koalitionsfraktionen von Union und SPD einberufenen Aktuellen Stunde über: „Auswirkungen des Verhältnisses der AfD zu Russland auf Deutschlands Sicherheitsinteressen“. In der von erregten Wortwechseln und Zwischenrufen geprägten Plenardebatte ging es schwerpunktmäßig um den Verdacht, dass die AfD mit dem Instrument parlamentarischer Anfragen an die Bundesregierung für Russland spionieren könnte.

Die AfD agiere „auch hier im Parlament als Handlanger russischer Interessen“, sagte SPD-Fraktionsvize Sonja Eichwede. Dies sei „eine veritable Gefahr für unsere Demokratie“. Der CDU-Abgeordnete Marc Henrichmann warf der AfD-Fraktion vor, eine „russlandtreue Schläferzelle“ in ihren Reihen zu dulden. Dies sei „Grund für Sorge in diesem Haus“. Die AfD wies die Vorwürfe als „peinlich“ und „bösaartig“ zurück.

Der CDU-Abgeordnete Henrichmann, der auch dem Geheimdienstausschuss des Bundestags vorsteht, verwies auf auffällig viele Anfragen der AfD-Fraktion zu Themen der inneren Sicherheit und der kritischen Infrastruktur. „Will ein feindlicher Staat nicht genau das von seinen Feinden wissen? Ich glaube schon“, sagte Henrichmann. Er warf der AfD vor, russische Interessen zu vertreten – zu Lasten der Interessen Deutschlands. Henrichmann sagte: „Wenn ich Wladimir Putin wäre, ich würde mich freuen über eine Partei in Deutschland, die meine Narrative unhinterfragt teilt, die die politische Mitte in Deutschland zerstören will, die versucht, Deutschland politisch zu lähmen – was für ein Glück für Wladimir Putin, dass es in Deutschland die AfD gibt.“ Die SPD-Abgeordnete Eichwede sagte, mit ihrer Russland-Nähe nehme die AfD „eine gefährliche Rolle in Putins geopolitischem Machtspiel ein“. Die Partei richte sich „gegen die Sicherheitsinteressen Deutschlands“. Russland sei „heute eine fremde Macht, die gezielt das Vertrauen in unseren Rechtsstaat, unsere Demokratie unterminieren will“.

Der AfD-Abgeordnete Markus Frohnmaier wies die Anschuldigungen als „inszenierte Empörung“ zurück. Wenn die AfD wirklich ein Sicherheitsrisiko wäre, „dann würden wir von den regierungskontrollierten Sicherheitsorganen doch endlich Beweise bekommen“. Es käme dann zu Anklagen, Prozessen und Urteilen, sagte Frohnmaier. „Wenn irgendetwas dran wäre, hätten Sie uns doch schon längst eingekerkert.“ Die Koalition wolle mit den Vorwürfen nur von den wirklichen Problemen im Land ablenken – der Lage am Arbeitsmarkt, den hohen Preisen, Problemen mit der Migration, sagte Frohnmaier. Die CDU habe „beschlossen, die nächsten vier Jahre – nachdem die Nazi-Keule nicht mehr zieht – nur noch über Russland und die AfD zu reden“.

Die Oppositionsfraktionen von Grünen und Linken schlossen sich der Kritik der Koalitionsfraktionen an der AfD weitgehend an. „Die AfD lässt sich als trojanisches Pferd für die Interessen des Kreml einspannen“, sagte Grünen-Parlamentarischgeschäftsführerin Irene Mihalic. Mihalic forderte die Koalitionsfraktionen auf, sich der Initiative der Grünen anzuschließen und gemeinsam beim Bundesverfassungsgericht einen Antrag auf Parteiverbot der AfD zu stellen. Auch der Linken-Abgeordnete Jan Köstering warb für einen gemeinsamen Verbotsantrag. Mit Blick auf das Verhältnis der AfD zu Russland sprach Köstering von „mutmaßlicher Spionage oder politischer Einflussnahme eines ausländischen Staates mittels korrumpierbarer Politiker“.

AFP/ceb/jm



„Die Eltern wünschen sich ausdrücklich Verbote“

Markus Surrey, 39, leitet den Psychologischen Dienst der Stadt Solingen, zu dem schulp-psychologische, Erziehungs- und Schwangerschaftskonfliktberatung zählen. Surrey hat in Köln und Hagen Psychologie studiert und hat zwei Töchter.

CHRISTIAN FÜLLER

WELT: Herr Surrey, an diesem Mittwoch ist Schulstart nach den Ferien in Nordrhein-Westfalen. Und Sie haben Solingens fünfte Klassen zu einem Handyverzicht gebracht. Warum?

MARKUS SURREY: Mit der psychischen Gesundheit der Kinder und Jugendlichen geht es rapide bergab. Die Rate der Depressionen hat sich innerhalb von zehn Jahren fast verdoppelt. Diverse Studien deuten darauf hin, dass das mit starker Social-Media-Nutzung zusammenhängt. Dazu kommt die anekdotische Evidenz, die wir in unseren Beratungen sehen.

WELT: Sehen Sie einem Kind etwa an der Nasenspitze an, ob es süchtig nach Likes und Followern ist?

SURREY: Nein, aber wir sehen, welchen Rang Social Media inzwischen als Konflikttherd in Familien einnimmt. Das neue Leiden der Schüler hängt oft mit den sozialen Medien zusammen. Es gibt so gut wie keine Familie, in der das Thema unproblematisch ist. Viele, fast alle Eltern würden die Social-Media-Nutzung ihrer Kinder gerne einschränken – aber sie scheitern daran.

WELT: Wie ist es Ihnen gelungen, die Elternschaft für das Projekt ins Boot zu bekommen?

SURREY: Weil die Eltern gemerkt haben, wie viele Akteure mitziehen – von der Bezirksregierung Düsseldorf über die Schulleiter und Schulleiterinnen in Solingen und das Regionale Bildungsbüro bis zu den Medienscouts. Dieser Verbund hat bei der guten Akzeptanz durch die Elternschaft geholfen.

WELT: Bitte etwas konkreter, Herr Surrey. Wie reagieren die Eltern bei den Gesprächen mit Ihnen?

SURREY: Ich stelle bei Elternabenden für Fünftklässler gern die Eingangsfrage: „Wer von Ihnen hat seinem Kind zum Einstieg in die Fünfte ein Smartphone gekauft?“ Dann gehen in der Regel fast alle Hände hoch. Und wenn ich danach frage, wer es lieber

Schulpsychologe Markus Surrey erklärt, warum er einen Handyverzicht organisiert. Gibt es bei den Schülern einen Aufstand?



nicht getan hätte, gehen wieder alle Hände hoch. Die Eltern würden ihren Elfjährigen am liebsten gar kein Smartphone geben.

WELT: Warum tun sie es dennoch?

SURREY: „Weil wir unser Kind nicht zum Aussätzigen in einer Klasse machen wollen, in der jedes Kind ein Handy hat.“ Das ist ein O-Ton, den ich immer wieder höre.

WELT: Bisher geht keine Stadt in Deutschland den Schritt wie Sie in Solingen, Social Media gemeinsam zu regulieren.

SURREY: Die Eltern wünschen sich ausdrücklich Unterstützung – von der Stadt, durch öffentliche Regeln, also kurz: Verbote. Uns sagen Eltern in Sprechstunden Hilfe suchend: „Wenn sich alle 20 Eltern in dieser Klasse dafür entscheiden würden, ihrem Kind kein Smartphone zu kaufen, dann wäre es für mich wesentlich leichter, das auch bei mir zu Hause durchzusetzen.“ Also es ist förmlich ein Ruf nach einer gemeinsamen politischen Anstrengung.

WELT: Trotzdem sind Eltern eine widersprüchliche Gruppe: Sie haben mit den Smartphones in Kinderhand

reichlich Probleme – aber sie unterstützen gleichzeitig ihre Kinder in der Nutzung.

SURREY: Das ist so – leider. Schulen, die schon Handyverbote umsetzen, berichten von geradezu skurrilem Verhalten der Eltern. Die sagen dann etwa: „Mein Kind hatte jetzt acht Stunden handyfrei in der Schule, es darf dann zu Hause dafür ein bisschen mehr.“

WELT: Ergibt das Projekt bei so einem Verhalten denn Sinn?

SURREY: Bedingt. Es reicht nicht, Schule irgendwie als Social-Media-freier Ort zu haben. Es ist wichtig, in die Freizeitgestaltung hineinzuwirken. Es geht darum, den destruktiven Einfluss von Social-Media-Gewohnheiten auf die Peer Group verständlich zu machen. Dabei sollen auch Medien-scouts helfen.

WELT: Wer ist das?

SURREY: Das sind Schülerinnen und Schüler, die speziell für das Thema geschult werden. Sie geben Tipps und Tricks. Sie reflektieren die Medien-nutzung gemeinsam mit ihren Mitschülern.

WELT: Die Schüler finden Handyverbote mehrheitlich doof, ist das richtig?

SURREY: Nein, die Ambivalenz ist bei den Schülern genauso groß. Sie wünschen sich, weniger am Handy zu sein. Gleichzeitig sagen sie: „Ich will’s aber auch nicht ganz abgeben.“ Dieses Verhalten kennen wir aus Suchttherapien: Der Betroffene weiß von seiner Abhängigkeit – aber er schafft es nicht mehr alleine, abstinenz zu bleiben.

WELT: Reflektieren Jugendliche so transparent?

SURREY: Ja, und solche Gespräche sind sehr berührend. Die Zerrissenheit ist deutlich spürbar. Schüler und Schülerinnen eines elften Jahrgangs beschreiben, wie sie sich mit Freunden treffen – aber nach zehn Minuten werden die Handys gezückt, und alle verschwinden förmlich in ihren digitalen Kontakten. Die gehen aus dem erlebten physischen Kontakt ihrer Clique raus, weil sie von WhatsApp, TikTok usw. geradezu absorbiert werden. Das ist in meinen Augen der große psychologische Störfaktor vermeintlich sozialer Medien.

Es gibt viele negative Auswirkungen von Social Media, etwa grausamste Bilder oder unrealistische Schönheitsideale, die gerade Mädchen oft sehr quälen. Die Kinder spüren so ein höheres Maß an existenzieller Unverbundenheit, sie sind weniger im Austausch miteinander, sie empfinden sich als weniger zugehörig, sie fühlen sich, kurz gesagt, einsam.

WELT: Hilft Ihr Projekt gegen Einsamkeit?

SURREY: Ich hoffe es. Die Idee unserer Initiative besteht nicht darin, ein Verbot zu verhängen und die Kinder damit alleinenzulassen. Wichtiger sind uns die begleitenden Möglichkeiten. Ein zentraler Baustein lautet, mit den Kindern gemeinsam über soziale Medien zu sprechen. Welche Tricks sind da eingebaut? Was sind die negativen Auswirkungen? Was bedeutet das für Freundschaften? Kurz gesagt, lautet das Leitmotiv des Projekts: Handy aus – soziale Interaktion an.

WELT: Wie sehen die nächsten konkreten Schritte aus?

SURREY: Die Schulleiter entscheiden, wie sie in ihrer Schule vorgehen. Was wir gemeinsam verabredet haben, ist ein Minimalkonsens: Voraussetzung für die Teilnahme ist das Handyverbot für Schüler der fünften Klassen. Dem haben sich alle 21 weiterführende Schulen Solingens angeschlossen. Viele Schulen wollen aber mehr erreichen. Wir geben nichts vor, sagen aber aus psychologischer Sicht: Je weiter die handyfreie Schule geht, umso besser.

WELT: Wie soll man ein solches Verbot denn wirklich auf dem Pausenhof umsetzen? Wer weiß denn schon, wer Fünft- und wer Sechstklässler ist?

SURREY: Das ist einer der praktischen Gründe, die eine Ausweitung der Zone ohne Smartphones sinnvoll erscheinen lassen. Mein Appell an die Schulen wäre da wahrscheinlich: Seid mutig und gestaltet es so einfach wie möglich.

WELT: Interessieren sich andere Schulen für das Projekt?

SURREY: Lehrkräfte aus ganz verschiedenen Städten haben sich bei uns gemeldet. Die wollen Informationen zu dem Projekt haben. Manche wünschen sich, dass wir bei denen auch gleich loslegen.



XL Insurance

Risiken eingehen für eine Zukunft voller Möglichkeiten

**Sie haben bisher noch nicht viel über
KI-Hacking gehört...**

AXA XL bietet ein breites Spektrum
an Versicherungslösungen, um Ihre
Daten und Netzwerke vor Cyber-Risiken
zu schützen.

Weitere Informationen über
Cyberversicherung für Ihr
Unternehmen finden Sie unter
axaxl.com/risiken-eingehen

Know You Can

Diese Anzeige stellt weder ein Angebot oder eine
Aufforderung dar, noch ist sie eine Beschreibung
von Produkten oder Dienstleistungen von AXA XL.
Visualisierung teilweise KI generiert.
© 2025.



ESSAY

Plötzlich katholisch

Immer mehr junge Menschen feiern Weihrauch, Papstgewänder und Sakralästhetik. Was fasziniert die Gen Z an der katholischen Kirche – und steckt hinter dem Trend der Anfang einer größeren Bewegung?

Ein in katholischer Vibe weht durchs Internet. Monate nach dem „habemus papam“ zieht der Bischof von Rom noch immer hippe, junge Menschen in seinen Bann. Millennials und die Generation Z scheinen ob „Bob“ aka Papst Leo XIV. regelrecht auszupflüpfen. Wer jetzt denkt, dieser katholische Hype wurde von frommen, bürgerlich-konservativen Studenten in die Welt gesetzt, die ihre Wochenenden, bewaffnet mit Rosenkränzen, auf Katechismus-Seminaren verbringen, irrt.

Nichts könnte ferner sein. Die mysteriöse strenge Welt des Vatikans findet Einzug in die Popkultur durch kirchenferne, teils homosexuelle Künstler, Influencer und Journalisten, die eines eint: Die Faszination für eine über 2000-Jahre-alte Institution, die sie neu entdecken wie einst Christoph Kolumbus Amerika.

Einer, der auf den Papst-Hype anspringt, ist der 26-jährige Britte Dylan, dessen TikTok-Seite „Dylan Page“ über 17 Millionen Follower hat. Dylan beginnt eines seiner Videos mit dem Titel „Der Papst-Effekt ist verrückt“ mit den Worten: „Was hat Papst Leo gerade mit der Welt angestellt?“. Dann zählt er einige gute Nachrichten auf, die sich just an dem Mai-Wochenende, als der frisch gewählte Papst am Petersplatz sein erstes Regina-Caeli-Gebet abhielt, parallel in der Weltpolitik abspielten: Pakistan und Indien einigten sich auf eine Feuerpause, Iran und USA schließen ihre vierte Atom-Verhandlungsrunde ab, europäische Staatschefs treten für eine 30-tägige Waffenruhe zwischen Russland und der Ukraine ein und es gibt Hoffnung auf ein Treffen zwischen Selenskyj und Putin. „Alles das an einem Wochenende“, sagt der TikToker begeistert in die Kamera. „Die Frage ist: Hat der Papst gepäpstet oder wäre das alles ohne ihn auch eingetroffen?“, sinniert Dylan weiter. Das Video zählt zu einem der am meisten angesehenen des jungen Briten.

Inzwischen hat sich die Welt weitergedreht, einige der „good news“ haben sich als doch nicht so gut entpuppt: Israel und Iran haben sich mit Angriffen überzogen, Russland feuert weiter tödliche Drohnen und Raketen auf Kiew. Doch der viral gegangene Post zeigt: Es gibt eine Faszination gerade unter jungen, nicht kirchlich sozialisierten Leuten für Papst, Kirche und überweltliche Zusammenhänge. Gen Z und Gen Alpha entdecken die katholische Kirche neu – das belegen auch Zahlen: Das säkulare Frankreich verzeichnet einen regelrechten Tauf-Boom. 10.384 Erwachsene ließen sich zu Ostern dieses Jahres taufen, was ein Anstieg von 46 Prozent zum Jahr 2024 ist, wie „The Economist“ berichtet. Über 7000 davon waren Teenager, ein Viertel Studenten. Es ist die höchste Zahl an Erwachsenentaufen seit Beginn

der Aufzeichnungen durch die französische Bischofskonferenz vor 20 Jahren.

In Großbritannien machte die „The Quiet Revival“-Studie von sich reden. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass es einen starken Zuwachs an Gottesdienstbesuchen gibt, gerade unter jungen Männern. Zwölf Prozent der Erwachsenen gaben 2025 an, im vergangenen Jahr mindestens einmal im Monat einen Gottesdienst besucht zu haben. 2018 waren es noch acht Prozent gewesen. Das Wachstum betrifft vor allem die junge Generation. 2018 gaben vier Prozent der 18- bis 24-Jährigen an, monatlich in die Kirche zu gehen; 2024 waren es 16 Prozent. Die katholische Kirche ist bei den 18- bis 34-Jährigen die beliebteste christliche Konfession. 41 Prozent der Gottesdienstbesucher in dieser Altersgruppe sind katholisch.

EMANUELA SUTTER



Für die USA gibt es keine bundesweite Erfassung der Erwachsenentaufen. Doch einzelne Diözesen vermelden einen Boom im Jahr 2025. Die Erzdiözese Los Angeles etwa spricht von einem Anstieg von 45 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Deutschland hinkt bei dem Katho-Trend hinterher. Hierzulande zeichnet sich keine signifikante Zunahme von Erwachsenentaufen ab.

Nicht nur der Papst, auch das Konklave scheint die Gen Z zu beflügeln. „Ich habe mir ‚Konklave‘ fünfmal im Kino angesehen“, bekennt die sich als „gay“ bezeichnende Journalistin Juliana Kaplan, die auf ihrer Instagramseite die Pronomen she/they angibt, in einem Artikel des „Business Insider“, in dem sie erklärt, warum die nach 1996 Geborenen so besessen von dem 2024 erschienenen Thriller „Konklave“ sind. Der Film, der von einer fiktiven Papst-Wahl handelt, löste in den USA einen Mikro-Trend aus. Die 30-jährige Künstlerin Susan Bin eröffnete im vergangenen Dezember eine X-Fanseite für „Konklave“ mit dem Namen „Pope Crave“. Auf dem Account teilt Bin Memes, die sich auf den Film beziehen und postet fiktiven Papst-Merch, den man auf der dazugehörigen Website erwerben kann. Das sogenannte „Conclave Fan Zine“ kommt verpackt in einem roten Kuvert mit Wachs-Siegel. Darin befindet sich ein kleines Magazin mit von der Künstlerin gemalten Bildern, die Szenen aus „Konklave“ zeigen. Überdies finden sich auch Darstellungen mit Anspielungen auf andere Kunstwerke, zum Beispiel Gustav Klimts „Der Kuss“, nur dass der

küssende Mann ein Papst ist. Wer kein „Conclave Fan Zine“ erwerben möchte, kann über die Homepage ein italienisches Referendum mit dem Titel „Ja zur gleichberechtigten Ehe“ unterzeichnen. Diese Idee kommt vermutlich von Bins Mitarbeiterin, der Kabarettistin Adrianna McCain, die sich, so Bin in einem Interview mit dem TIME Magazine, für queere Katholiken einsetzt und „echte“ Kardinäle kennt.

In dem Interview beschreibt Bin die Papst-Fanbase so: Es seien Menschen mit unterschiedlichen religiösen Hintergründen, die sich „vielleicht wegen des Films wieder mit dem Glauben auseinandersetzen“. Andere seien überhaupt nicht katholisch, sondern buddhistisch, wie Bin selbst. Eine junge Generation, die säkularer aufwuchs als jede vor ihr, die Großteils nicht einmal mehr das Vater Unser aufzusagen vermag, die durch und durch von Digitalisierung, Pornifizierung und Krisen geprägt ist, mit Depression und „Anxieties“ zu kämpfen hat, interessiert sich auf einmal für Weihrauch, Papst-Gewänder und Gregorianik. Welche Erklärungen gibt es für das vermehrte religiöse Interesse? Einige Beobachter führen es auf die aufgezwungene Einsamkeit und die dadurch entstandene Sinnsuche während der Covid-19-Pandemie zurück. Ein weiterer Faktor könnte, in Zeiten von Digitalisierung und Homeoffice, die Sehnsucht nach einer nicht virtuellen Gemeinschaft sein.

Ersteres trifft auf die katholische US-Influencerin Julia James Davis zu, die den Instagram-Account „The War on Beauty“ betreibt. Aufgewachsen in einer Familie jüdischen Glaubens, ging die Twenty-something-Influencerin während ihrer Highschool- und Collegezeit durch Phasen des Atheismus und Agnostizismus. Die Enkelin des amerikanischen Ölkonzern-Besitzers Marvin Davis litt an Depression und „Anxieties“. Während der Corona-Pandemie stürzte Davis sie eine Sinnkrise, die letzten Endes den Anstoß dafür gab, sich mit der katholischen Kirche auseinanderzusetzen und sich taufen zu lassen.

Die Frage „Why everyone is becoming Catholic?“, die gleichzeitig der Titel eines ihrer Kurzvideos ist, beantwortet die Kunsthistorikerin so: „Die katholische Kirche ist die letzte Bastion der Wahrheit und Schönheit (...). Die Menschen bemerken das jetzt“. Leute würden sich dem christlichen Glauben zuwenden, weil die westliche Gesellschaft so „verfallen“ und in „Chaos, Instabilität und Dunkelheit gesunken“ sei. In ihren Videos stellt Davis unter anderem die These auf, dass Menschen zunehmend das Interesse an „Celebrity Culture“, also Stars und Promi-Events wie die Met-Gala oder die Oscar-Verleihung, verlieren und katholische Ereignisse wie die Papst-Wahl mehr und mehr in den Fokus geraten. Der Grund sei, so Davis, dass sich Menschen in einer oberflächlichen und schnell verändernden Welt zu der Schönheit, Tradition und Authentizität der Kirche hingezogen fühlen.

Der neue Papst-Trend weckt Erinnerungen an den „Catholic aesthetic“-Mikro-Trend, der in den vergangenen Jahren aufpoppelte. Beide Trends eint die gemeinsame katholische Ästhetik, wobei der Schwerpunkt bei dem neueren auf der Welt des Kirchenstaates liegt: Hunderte, einheitlich in Rot gehüllte Männer mit goldenen Kreuzen um den Hals, die vor der Kulisse Michelangelos „Die Erschaffung Adams“ Riten durchführen, wie es die Kardinäle aller Zeiten vor ihnen taten. Dem postmodernen Auge tut sich ein anderer Planet auf: Zölibat statt „Hook up“-Kultur, Stundengebet statt Scrollen durch TikTok, Sakralität statt Profanität, Mystik statt Materialismus.

Wie jeder Trend wird sich auch der Konklave-Trend wieder anderen weichen. Und doch ist er ein Fingerzeig, dass die Katholizität zeitlos, oder, um es mit den Worten des großen Kirchenlehrers Augustinus, auszudrücken, „nie neu, nie alt“, ist. Der Heilige bezog sich damit zwar auf Gott, aber man kann seine Botschaft getrost auch auf die Kirche beziehen, denn: Diese ist das Werk Gottes.

KOMMENTAR

Die Schwächen des autoritären Mannes

FRANZISKA ZIMMERER



Es ist immer ein bisschen unangenehm, als Frau übers Frausein zu schreiben. Schließlich ist dieses Merkmal angeboren. Man hat dafür nichts geleistet und möchte lieber für eigene Leistung oder kluge Gedanken außerhalb der eigenen Hülle beachtet werden. Als Individuum eben. So haben es uns unsere Mütter vorgelebt. Aber wir sind nun wieder an dem Punkt.

Frauen werden auf ihr Geschlecht reduziert. Nicht wie vor einigen Jahren von anderen Frauen, die mit pinken Pussy-Hüten uneingeschränkte Solidarität und Meinungskonformität forderten. Jetzt sind es die Männer. Wobei ein bisschen Differenzierung notwendig ist. Es sind die autoritären Männer. Den autoritären Mann gibt es in jeder sozialen Schicht. Links, rechts, in der Mitte. Jene Männer können wohlhabend, arm oder Bausparer sein. Sie tragen zu enge Slim-Fit-Anzüge, Segelschuhe mit weißen Sohlen und kämpfen gegen Haarausfall oder tragen großstädtische Männer-Dutts, Nagellack und kämpfen mit den eigenen Kindern als Prellbock vorn im Lastenrad gegen Autofahrer.

Sie hängen tagsüber an Regionalbahnhöfen oder am Neuköllner Hermannplatz herum und glotzen Frauen in kurzen Sommerkleidern an. Nicht nur, weil sie die Frau elegant finden. Es wird gegeistert, weil sich die Frau sichtbar unwohl dabei fühlt, woran sich der autoritäre Mann wiederum aufgeilt. Autoritäre Männer gibt es überall. Was sie gemein haben: Oft sind ihre Lippen vor lauter unterdrückter Wut ganz schmal und farblos geworden. Der autoritäre Mann findet Frauen verdächtig. Es mag daran liegen, dass ihm zu oft das Herz gebrochen wurde oder eben noch nie. Frauen mit einer eigenen Meinung und einer eigenen Idee vom Leben sind unvorhersehbar. Sie lassen sich schwer kontrollieren und lenken. Das ist ärgerlich für autoritäre Ehemänner, die eine gefügige Hausfrau zu Hause haben wollen. Das ist ärgerlich für unsichere Chefs, die jede abweichende Meinung als Angriff auf ihre Person oder ihre Position deuten.

Das Aufbäumen der Breitbeinigen ist ein weltweites Ereignis. Mein geschätzter Kollege Tobias Blanken schrieb neulich, Trump führe „maximal breitbeinig“ die Impotenz des Westens vor, „der sich im Kulturkampf selbst zerlegt – statt dem äußeren Gegner Einhalt zu gebieten.“ Der Breitbeinige im Oval Office ist dabei lediglich ein Symptom. Er ist das Ergebnis eines linken Kulturkampfes, deren Kämpferinnen in den letzten zehn Jahren Frauen auch nicht als Individuen sehen

wollten und abweichende Meinungen als Verrat geächtet haben. Genau jener Kampf richtete sich auch gegen alle Männer. Dass sich die Breitbeinigen ohne Grund fürs Breitbeinigein zwischen den Beinen genauso autoritär und kulturkämpferisch verhalten wie jene Pussy-Hat-Frauen, fällt ihnen gar nicht auf.

Die autoritären Brusttrommler rotten sich nun zusammen und möchten die Zeit zurückdrehen. Denn in guten alten Zeiten durfte noch alles gesagt und darüber gelacht werden. Endlich dürfen in Meetings die Breitbeinigen Witze über den frisch verlassenen Kollegen machen, der seit der Trennung nur noch beim Lieferdienst bestellt, weil „seine Köchin“ abgehauen ist. Herzhaftes Gelächter. Wie erlösend, endlich wieder die gelben Zähne zu fletschen, um den maskulinen Urlaut auszustößen: „Höhöhö“. Wenn den Herren dann auffällt, dass doch noch eine Frau in ihrer Männerrunde übrig geblieben ist, wird dieser Fremdkörper eindringlich angeschaut. Sehr laut und langsam wird die Frau dann aufgeklärt, sie ist ja ein kleines empfindliches Dummerchen, es handle sich „nur um einen Scherz“. Wenn sie darauf nichts zu sagen hat, wird weitergelacht. Über Scherze lacht man schließlich.

Der autoritäre Mann schreit gern. Schließlich hat er recht. Immer. Manchmal schreit er, um seinen Frust abzulassen. Meist schreit er aber, um anderen Männern zu imponieren. Schau mal, ich habe alles im Griff, will er damit sagen. Er will Furcht verbreiten, denn Ehrfurcht bekommt er nicht. Dafür müsste er mehr können als Schreien. Der autoritäre Mann ist gesellig. Er schart gern Zustimmungssoldaten um sich. Wie in autoritären Systemen üblich, sind Nein-Sager unerwünscht, Frauen sowieso. Letzteres ist auch selbst verschuldet. Die Frauenquoten der letzten Jahre haben eine Menge inkompetenter Quotenfrauen in Positionen gehoben, die jene Alphaterrier als Beweis dafür nehmen, dass es grundsätzlich unnötig ist, Frauen in Chefetagen zu sehen.

Männer, die Frauen andere Orte und Aufgaben als ihnen selbst zuweisen, sind nicht besonders klug. Sie erkennen nicht, wie widersprüchlich ihr Verhalten ist. Sie schreiben Frauen an, halten sie klein, kontrollieren sie oder entfernen sie aus ihren Blickfeldern, wollen aber nicht, dass ihre Töchter, Schwestern oder Ehefrauen von anderen Männern so behandelt werden. Autoritäre Männer sind nicht verboten. Sie verstoßen mit ihrem Verhalten gegen keine Gesetze. Sie vergiften ihr Umfeld, in dem sich nur noch Gleichgesinnte aufhalten wollen oder können. Sie ersetzen das Leistungsprinzip durch ein einziges Kriterium, Loyalität. Sie machen Organisationen und Gesellschaften dumm, faul und dreist. Autoritäre Männer schaden dem Wirtschaftsstandort.

ANZEIGE

Länger lesen wird belohnt: jetzt Höchstgutschein sichern.

Laufzeit wählen und die komplette WELT – gedruckt und digital – mit 35% Rabatt bestellen. Als Dankeschön erhalten Sie Ihren Wunsch-Gutschein!

1-Monats-Abo

DIE WELT, WELT AM SONNTAG und WELTplus Premium für zzt. nur 44,90€ statt 68,99€.

Bestseller

3-Monats-Abo

DIE WELT, WELT AM SONNTAG und WELTplus Premium für zzt. nur 134,90€ statt 206,97€.

2-Monats-Abo

DIE WELT, WELT AM SONNTAG und WELTplus Premium für zzt. nur 89,90€ statt 137,98€.

20€
Gutschein

80€
Gutschein

40€
Gutschein

Gutschein nach Wahl

DARAUF KÖNNEN SIE SICH FREUEN

DIE WELT: Montag bis Freitag in Ihrem Briefkasten

WELT AM SONNTAG Frühausgabe: Zustellung bereits am Samstag

WELTPLUS PREMIUM: Nutzung der digitalen Inhalte von WELT

Gleich bestellen unter welt.de/wunschangebot oder 0800/935 85 37*

* Montag bis Freitag 8 – 18 Uhr, Samstag 8 – 16 Uhr (kostenfrei) / Bestell-Nr. für 1 Monat: 10175122, Bestell-Nr. für 2 Monate: 10175126, Bestell-Nr. für 3 Monate: 10175125

In Ihrem Abo sind die gedruckten Zeitungen und WELTplus Premium enthalten. Weitere Informationen zum Produkt finden Sie unter welt.de/produkt. Die Lieferung der Zeitungen ist kostenfrei. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und nur solange der Vorrat reicht. WELT AM SONNTAG und DIE WELT erscheinen in der Axel Springer Deutschland GmbH, Axel-Springer-Str. 45, 10888 Berlin, vertreten durch die Geschäftsführung, Amtsgericht Charlottenburg, HRB 196159 B. Gläubiger-ID-Nr.: DE 22080800000007915

Das Smartphone
auf vier Rädern



Ein Mercedes SL aus den 50er-Jahren erinnert viele an ihre Jugend. Die führt heute eher elektrisch und liebt smartphone-ähnliche Cockpits mit Unterhaltungsfunktionen. Auf die absolute Fahrperformance kommt es hingegen nicht mehr an

GETTY IMAGES/ALUS VEDFELT; PICTURE ALLIANCE/ASSOCIATED PRESS/AVATR; GETTY IMAGES/MOMENT RF/MARIN TOMAS; PICTURE ALLIANCE/XINHUA NEWS AGENCY/PENG ZIYANG; PORSCHE AG; PICTURE ALLIANCE/DPA/BTD; PICTURE ALLIANCE/HERITAGE IMAGES/SIMON CLAY

Die Zukunft der Mobilität wird zuletzt stark durch China bestimmt. Gerade junge E-Auto-Kunden wollen dort vor allem ein intelligentes Fahrzeug mit neuester Technologie – von Fahrassistenz bis zum sprachgesteuerten Cockpit. Zu einem vergleichbaren Generationenwandel kann es auch in Deutschland kommen

Einige Promo-Videos chinesischer Autobauer haben mittlerweile wenig mit der klassischen Autowerbung zu tun, die Fahrspaß oder Nutzwert in den Vordergrund stellen. Vielmehr wollen sie zeigen: Die Zukunft des Automobils ist da. Und sie erinnert stark an das intelligente, sprechende Auto K.I.T.T., mit dem David Hasselhoff in den 80er-Jahren durch die Fernsehserie Knight Rider raste.

STEFFEN BOSSE

Etwa, wenn der Ferrari-Verschnitt von BYDs Ultra-Luxusmarke Yangwang auf einer Teststrecke erst automatisch über ein Schlagloch und anschließend über einen Nagelstreifen hüpfte. Oder wenn selbst in Videos von Volkswagen der Sprachassistent während der Fahrt Rede und Antwort steht – und vollautomatisiert die Fenster öffnet. Von Unterhaltungs-Features wie Karaoke-Funktionen und Videospielen in der Mittelkonsole ganz zu schweigen. In Deutschland sind solche Funktionen lange als Gimmick oder PR-Stunt abgetan worden. Und bis zu gewissem Grad sind sie es sicher auch: Wer über deutsche Autobahnen fährt, macht sich wohl selten Gedanken über das nächste Schlagloch. Doch gerade die Infotainment-Eigenschaften und die smarten Funktionen im Cockpit sind auf dem chinesischen Markt lange schon kein Gimmick mehr. Sie stehen vielmehr emblematisch für die tektonische Verschiebung, die sich in der Automobilindustrie gerade vollzieht. Und dieser Wandel betrifft nicht nur die Produktion, sondern vor allem die Frage, was gerade jüngere Generationen eigentlich vom Automobil erwarten.

Blickt man einmal in den chinesischen Markt, so zeigt sich, dass gerade bei E-Auto-Kunden alles, was deutschen Herstellern traditionell zugeschrieben wird, kaum noch zählt: Das Fahrverhalten ist weniger wichtig. Und auch das Vertrauen in die Marke beeinflusst die Kaufentscheidung deutlich weniger als noch bei Verbrenner-Käufern. Diese Tendenz setzt sich selbst in den Premium-Bereich fort: Die Marke ist zwar immer noch das, was ein Auto premium macht, aber der Vorsprung gegenüber anderen Eigenschaften wie Qualität und

smarten Funktionen ist marginal. Das geht aus den „China Auto Consumer Insights“ der Unternehmensberatung McKinsey hervor. Die Marke, so wirkt es hier, ist schön zu haben, aber andere Faktoren holen auf.

Für deutsche Autohersteller war das – in Kombination mit dem Preisvorteil der chinesischen Konkurrenz – zuletzt fatal. Mit dem Siegeszug der Elektroautos in China brachen die Marktanteile ein. Ein großer Teil der aktuellen Misere der deutschen Autoindustrie ist auf den Rückgang der Verkäufe in China zurückzuführen, bei gleichzeitiger Stagnation in anderen Märkten. Vor allem aber war fatal, dass sie den chinesischen E-Auto-Kunden nicht bieten konnten, wonach sie verlangten: Wer sich beim E-Auto-Kauf gegen die deutschen Hersteller und für eine chinesische Marke entschied, tat das vor allem wegen einer besseren Performance beim autonomen Fahren und einem smarteren Cockpit. Sprich: Software, Konnektivität und Infotainment – sozusagen das Smartphone auf Rädern.

Zu diesem Kundenwunsch dürfte beitragen, dass gerade urbane Kunden in chinesischen Metropolen gut und gerne mal im Stau stehen. Der Öffentlichkeitswirksame Mega-Stau zum Ferienende Anfang Oktober, bei dem Millionen chinesische Urlauber insbesondere an den großen Mautstellen plötzlich auf der Autobahn Badminton spielten, weil der Verkehrsinfarkt sie Stunden festhielt, war da nur die Spitze des Eisbergs. „In Deutschland stecken gerade den älteren Generationen die Performance-Fahrzeuge in der DNA“, erklärt Autoexperte Ferdinand Dudenhöffer. „Die Weiterentwicklung von Geschwindigkeit und Performance ist letztlich der Markenkern von Porsche, BMW und Audi.“

In chinesischen Metropolen ist so ein Fahrstil fast undenkbar. In Rankings zählen Städte wie Chongqing und Peking immer wieder zu den am stärksten von Stau belasteten Städten des Landes. „Die jüngeren Generationen in China sind also in einer Welt aufgewachsen, in der man im Stau steht und wo Geschwindigkeiten beschränkt sind“, sagt Dudenhöffer. Gerade im Feierabendverkehr oder mal an einen Robo-Chauffeur abgeben zu können oder im Zweifel mit Infotainment-Funktionen versorgt zu sein, klingt da durchaus wünschenswert. Wie es China-Experte Frank

Sieren kürzlich zugespielt im Interview mit WELT formulierte: „Ein Porsche 911er taugt im Stau in Shanghai nicht mal mehr als Statussymbol“.

Deutsche Autohersteller haben auf den Trend mittlerweile reagiert. Am radikalsten der Autohersteller Audi: Er hat sein traditionelles Markenlogo abgeschafft und an die lokale Konkurrenz angeglichen. Und insgesamt hat Volkswagen mit Joint Ventures stärker auf die Lokalisierung gesetzt – nach dem Prinzip „In China for China“. Gerade durch die Partnerschaft mit dem chinesischen Autobauer Xpeng wollte man im Software-Bereich aufholen. Gleichzeitig galt es, die europäischen Kunden nicht zu vergrätzen, wie auch VWs China-Chef Ralf Brandstätter im Interview erklärte: „Während in Europa und den USA die Kunden gerne noch ihre Tasten nutzen, wird in China das Auto vom Fensterheber bis zur Klimaanlage komplett über Spracherkennung bedient“.

Dass sich die Bedürfnisse der Autobauer aktuell noch derart unterscheiden, ist damit aber auch eine Generationenfrage. In China waren noch 2021 die Mehrheit der Autokäufer Erstkäufer. Auch 2024 kamen auf 1000 Einwohner nur 320 Fahrzeuge – in Deutschland sind es fast doppelt so viele. Viel wichtiger aber noch: Die Käufer sind deutlich jünger. Während der Durchschnittskäufer eines Neuwagens in Deutschland im Schnitt über 50 Jahre alt ist, ist er in China Mitte 30 und wohnt in der Großstadt – hat also durchaus andere Ansprüche an intelligente Funktionen und Konnektivität.

In Deutschland als der Wiege des Automobils galten lange andere Kriterien beim Autokauf, die auch weiterhin fortwirken. Angesichts der großen Bedeutung der heimischen Hersteller, herrscht nach wie vor eine hohe Markentreue, wie auch McKinsey-Daten belegen, die die WELT vorliegen. Selbst bei einem möglichen Wechsel auf rein batterieelektrische Fahrzeuge würden gerade unter den älteren Generationen weit über die Hälfte der Befragten höchstwahrscheinlich nicht die Automarke wechseln. Nur jeder Fünfte hält einen Wechsel für wahrscheinlich. „Wenn man älter als 50 Jahre ist, hat man schon mehrere Autos besessen“, erklärt Dudenhöffer. „Marken wie Mercedes und BMW erinnern ältere Käufer also auch an ihre

Jugend.“ Und an den klassischen Fahrspaß. Entsprechend skeptisch sind laut der McKinsey ältere Generationen beim Einsatz autonomer Fahrfunktionen. Nur ein Viertel der Babyboomer, also der zwischen 1946 und 1964 etwa zeigt sich offen dafür, einen Level 2+-Funktionen im Fahrzeug zu haben – also Autobahnassistenten, bei denen man bis zu einer gewissen Geschwindigkeit bereits die Hände vom Lenkrad nehmen. Sinnbild dieser Grundhaltung könnte Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) sein, der sich auf der diesjährigen IAA in München auf der Bühne bei Mercedes-Chef Ola Källenius über die vielen Assistenzfunktionen und das ständige Blinken und Piepen der Autos beklagte.

Gerade die Generation Z hat in diesen Punkten andere Prioritäten. Dass mit ihr endgültig eine klimabewusste Generation heranwächst, die aus ideologischen Gründen auf den Kauf eines Autos verzichtet, ist mittlerweile weitgehend widerlegt. Gleich mehrere Befragungen, beispielsweise von Continental oder Consors Finanz, hatten zuletzt gezeigt, dass die große Mehrheit der 18- bis 28-Jährigen künftig ein Auto besitzen möchte. Die Mehrheit sieht es außerdem weiter als Inbegriff der persönlichen Freiheit oder den Autokauf als wichtiges Lebensziel. Auch in der McKinsey-Studie gaben lediglich gut ein Viertel der Befragten aus der Generation Z an, künftig auf ein privates Auto verzichten zu wollen. Das Auto steht also weiterhin hoch im Kurs.

Doch bei der Kaufentscheidung setzen sie teils deutlich andere Schwerpunkte.

Wichtigste Begrenzung ist natürlich der Preis. Doch daneben legen sie deutlich mehr Wert auf das Design, den Look und die Farben des Gefährts. Auch neueste Technologie ist ihnen demnach deutlich wichtiger als älteren Generationen, wobei die Markenbindung im Vergleich eine weniger wichtige Rolle spielt. Dudenhöffer schätzt daher, dass sich die Technologie-Trends aus China künftig auch in Deutschland stärker durchsetzen werden – vor allem durch den Druck der chinesischen Konkurrenz, die mit ihren Preisvorteilen bei der Produktion in den europäischen Markt drängen. Das dürfte auch Marken wie Volkswagen und Audi zwingen, „chinesischer zu werden“ – und eventuell sogar das bisherige Tabu zu brechen, aus China nach Europa zu exportieren. Inklusive der dort entwickelten Technologie.

Trotzdem bedeute das nicht zwingend, dass auch hierzulande mit der neuen Käufer-Generation eine radikale Abkehr von den klassischen deutschen Autokauf-Tugenden droht: „Jungen Käufern ist bei Autos das Design wichtig – und in Europa ist das nichts anderes als die Marke. Man denke nur an den Porsche 911er.“ Markenbindung wird im Zweifel also schlicht anders ausgedrückt. Entsprechend geht er davon aus, dass die Märkte auch mit neuen Generationen von Autokäufern und einer größeren Zahl günstiger chinesischer Anbieter nicht einfach ineinander übergehen werden. „Es wird eine Differenzierung bleiben – schon allein wegen des höheren Einkommens in Deutschland. Wer viel Geld verdient, kauft auch gerne schöne Autos.“

ANZEIGE



„**Mobilität** ist ein essenzieller Faktor für das Funktionieren unserer **Gesellschaft**. Für viele Menschen ist sie keine Wahl, sondern eine **Notwendigkeit** und ermöglicht ihnen erst den Zugang zu Arbeit, Bildung und Gemeinschaft. Deshalb konzentrieren wir uns bei Michelin auf Technologien, die den Menschen **nachhaltig** dienen.“

Maria Röttger
President & CEO
Michelin Europe North



#Sustainability
Visionary Partner
BETTER FUTURE



BETTER FUTURE
by
WELT AM SONNTAG

Deutschlands
neues
Mobilfunknetz

Das 1&1-Netz versorgt bereits über zwölf Millionen Kunden. Wie gut ist es?

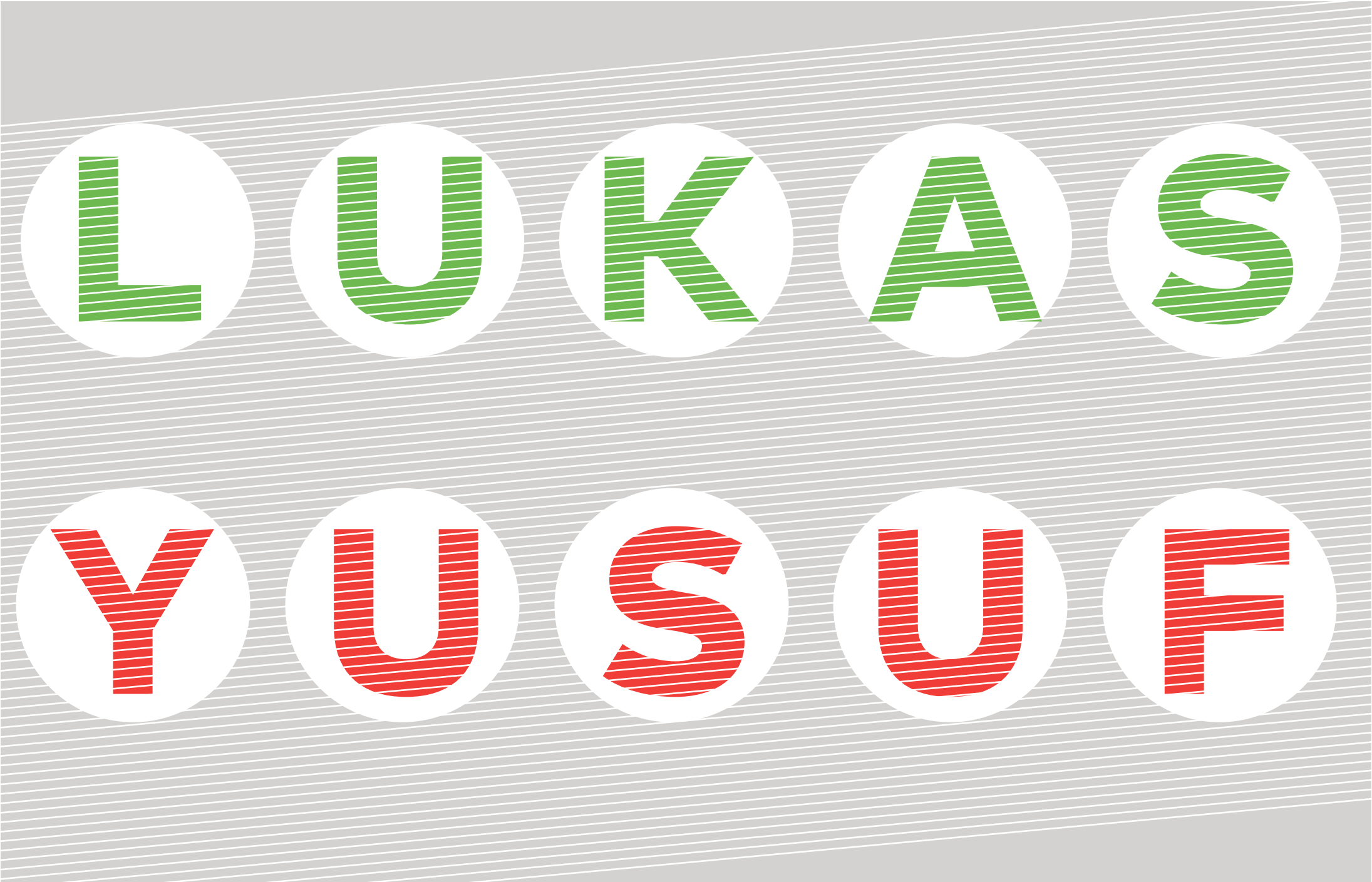
Deutschlands vierter Mobilfunknetzbetreiber steht vor einer Zäsur. Ende 2023 startete 1&1 den öffentlichen Betrieb seines eigenen Netzes, bis Ende dieses Jahres muss das Unternehmen seine Rolle als virtueller Netzbetreiber aufgeben. Ab 2026 gilt: Die zwölf Millionen Kunden sollen deutschlandweit im eigenen Netz versorgt werden – eine Herkulesaufgabe für den Spätzünder am Markt.

THOMAS HEUZEROTH

Die Fachzeitschrift „CHIP“ hat zusammen mit einem Messtechnik-Partner zehn Tage lang das 1&1-Netz geprüft. Dabei legten zwei Messautos und ein Rucksacksystem über 8100 Kilometer zurück – in 15 Städten, auf Autobahnen, in Fernzügen und zu Fuß in Innenstädten. Das Urteil der Tester fällt gespalten aus: Das Netz sei besser als viele denken, aber bis zum Niveau von Telekom, Vodafone und O2 sei noch viel Arbeit nötig. 1&1 setzt auf einen ambitionierten Ansatz: OpenRAN, eine dezentrale Netzarchitektur, bei der Software dank offener Schnittstellen unabhängig von der Hardware läuft. Das verspricht mehr Flexibilität und langfristig Kosteneinsparungen. An den Antennenstandorten befindet sich keine Hardware zur Signalaufbereitung – stattdessen wird das Funksignal per Glasfaser an kleine Datacenter weitergeleitet. Von geplanten 500 dieser Datacenter stehen bereits mehr als die Hälfte.

Doch der Fußabdruck des modernen Netzes bleibt überschaubar. Rund 1500 aktive Antennenstandorte schätzt „CHIP“ – die Konkurrenz betreibt mehrere Zehntausend. Deswegen ist 1&1 auf ein Roaming-Abkommen mit Vodafone angewiesen, um flächendeckende Versorgung zu gewährleisten. Wo kein 1&1-Standort in Reichweite ist, nutzen Kunden automatisch das Vodafone-Netz. Die „CHIP“-Messungen belegen eindrücklich, wie abhängig 1&1 noch vom Roaming-Partner ist. Fast 88 Prozent aller Internet-Tests liefen über das Vodafone-Netz, bei Telefonaten lag die Quote sogar über 90 Prozent. Selbst in Städten, in denen 1&1 mit eigenen Standorten vertreten ist, stellt Vodafone-Roaming den Normalfall dar. Diese Abhängigkeit birgt Tücken, denn die Zuverlässigkeit des Netzes liegt unter den Erwartungen. In Städten wurden nur 98,23 Prozent der Telefonanrufe erfolgreich durchgeführt – ein akzeptables, aber ausbaufähiges Ergebnis. Bei etablierten Netzen liegt dieser Wert bei 99,5 Prozent. Auch bei Datentransfers zeigen sich Schwächen. Die Erfolgsquote beim Download einer zehn Megabyte großen Datei lag bei 99,23 Prozent in den Städten – gut, aber nicht ideal.

Besonders enttäuschend fielen die Messungen in Fernzügen aus. Zwar sind Züge eine bekannte Schwachstelle aller deutschen Mobilfunknetze, doch 1&1 bleibt deutlich hinter den ohnehin niedrigen Erwartungen zurück. Nur 79,8 Prozent der Datei-Downloads waren erfolgreich, Test-Webseiten konnten lediglich in 92 Prozent der Fälle aufgerufen werden. Zwischen Nürnberg und Frankfurt sowie von Frankfurt nach Berlin registrierten die Experten besonders viele Fehler – vermutlich verursacht durch Interferenzen und Paketverluste im Zusammenspiel mit dem Vodafone-Roaming. Bei der Performance kann 1&1 immerhin mithalten, erreicht aber keine Bestwerte. In 97,2 Prozent aller Messungen direkt im 1&1-Netz lagen die Download-Geschwindigkeiten über fünf Megabit pro Sekunde – ausreichend für HD-Video-Streaming. Mit Vodafone-Roaming waren es 98,7 Prozent. Der Abstand vergrößert sich bei höheren Geschwindigkeiten: 75 Prozent der Roaming-Messungen erreichten über 100 Megabit pro Sekunde, im reinen 1&1-Netz nur 58 Prozent. Das schnellste gemessene Download-Sample lag bei 477 Megabit pro Sekunde. Möglich macht dies das 5G-Funkspektrum auf einem Frequenzband, bei dem 1&1 über 50 Megahertz verfügt. Doch hier liegt auch eine grundsätzliche Schwäche: Das insgesamt nutzbare Funkpektrum ist nicht vergleichbar mit dem der etablierten Wettbewerber.



„Das Erschreckende:
Leistung spielt fast
keine Rolle“

Wer einen deutschen Namen hat, ist klar im Vorteil,
stellt Ökonom Ekkehard Köhler von der Uni Siegen fest. Gute schulische
Leistungen hätten bei Unternehmen oft kaum Gewicht.
Volkswirtschaftlich wirke sich diese Benachteiligung von Menschen
mit Migrationshintergrund „verheerend“ aus

Ekkehard Köhler ist Wirtschaftswissenschaftler am Zentrum für ökonomische Bildung der Universität Siegen. Mit Co-Autorin Dilara Dominique Wiemann hat der 46-Jährige untersucht, wie Menschen mit Namen unterschiedlicher Herkunft im Ausbildungsmarkt benachteiligt werden.

JAN ALEXANDER CASPER

WELT: Herr Köhler, Bewerber mit arabisch klingenden Namen bekommen von Handwerksbetrieben bei einfachen Anfragen nach Ausbildungsplätzen selten eine Antwort, solche mit deutsch klingenden Bewerbernamen in zwei von drei Fällen. Das zeigt Ihre gerade erschienene Studie zu Bewerbungschancen von Realschülern. Warum ist das so?
EKKEHARD KÖHLER: Wir haben nicht nur im Handwerk angefragt – sondern auch im Handel und Dienstleistungssektor. Nur sind die Effekte im Handwerk noch einmal deutlicher. Die nach dem Experiment erhobene Unternehmensbefragung zeigt: Die Unternehmen befürchten Mehraufwand wegen Sprachbarrieren, behördlicher Regulierungen in Aufenthalts- oder Arbeitsrechtsfragen, Anerkennung von Schulabschlüssen. Und weil ein Ausbildungsplatz mehr kostet, als er einbringt, scheuen sie womöglich diese Risiken. Auszubildende ohne deutsche Staatsangehörigkeit, die in einem solchen Fall angenommen werden könnten, lösen im Schnitt häufiger ihren Ausbildungsvertrag auf, wie das Bundesinstitut für Berufsbildung nachweist. Das alles kann eine Rolle spielen.

WELT: 50.000 Informationsanfragen fiktiver Jugendlichen mit deutschen, russischen, hebräischen, türkischen und arabischen Namen kurz vorm Realabschluss haben sie verschickt an Betriebe, die offene Ausbildungsstellen gemeldet hatten. Die lauten etwa „Lukas Becker“ oder „Yusuf Kaya“, dazu variierten sie Noten, Praktika, Zertifikate oder sogar Engagement wie „Jugend forscht“. Hatten ausländische Namen mit besseren Leistungen bessere Chancen?
KÖHLER: Nein, das ist das Erschreckende: Leistung spielt fast keine Rolle. Der mit Abstand wichtigste Faktor dafür, eine Antwort zu erhalten, ist ein deutsch klingender Name. Statistisch ausgedrückt mindert ein ausländischer Name die Chance auf Antwort eines Unternehmens, das bei der Bundesagentur eine Stellenausschreibung geschaltet hat, um 15 Prozentpunkte; es variiert teils stark je nach Branche, ob in der Stadt oder auf

dem Land angesiedelt. Und besonders schwer haben es in jedem Bereich türkische und arabische Namen. „Lukas Becker“ bekam auf 100 Anfragen im Schnitt 67 Antworten, der türkisch klingende Name „Yusuf Kaya“ 52 und die arabisch klingende „Habiba Mahmoud“ nur 36 Antworten. Wir müssen leider festhalten: Es ist Wunschdenken, wenn Lehrer diesen Jugendlichen erzählen, Fleiß und gute Noten führen zwingend zum Bewerbungserfolg.

WELT: Die Faktoren, die Sie eingangs nannten, ergeben Sinn bezogen auf Asylbewerber und dergleichen. Unternehmer müssten doch etwa bei türkischen Namen wissen: Das sind mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit Deutsche dritter, eher vierter Generation. Und sie sind dennoch derart benachteiligt?
KÖHLER: Ja. Wer einfach nur Yusuf mit Vornamen und Kaya mit Nachnamen heißt, hatte in unserem Experiment schlechte Karten – auch mit sehr guten Noten. Und das können wir uns nicht leisten. 40 Prozent aller unter Sechsjährigen, die heute in Kindertageseinrichtungen sind, haben Migrationshintergrund und in der Regel nicht deutsch klingende Namen. Und die werden in zehn Jahren im Alter der fiktiven Schulabgänger-Gruppe unseres Experiments sein. Unsere Volkswirtschaft kann nur nach vorn kommen, wenn wir dieses Potenzial nutzen, gerade bei überdurchschnittlichen Leistungen. Derzeit wird es offenkundig liegen gelassen.

WELT: Welche Nationalität schnitt am schlechtesten ab?
KÖHLER: Von am besten bis am schlechtesten in dieser Reihenfolge: Deutsch, Russisch, Hebräisch, Türkisch, Arabisch. Das sind die Hintergründe, die wir abgefragt haben. Russisch und Hebräisch waren ungefähr auf einem Niveau. Die allerschlechtest-

ten Chancen hatten Mädchen mit arabisch klingenden Namen.

WELT: Wie haben Sie das genau gemessen? Konkret: Wie viele Anfragen wie vieler Personen hat das fiktive Handwerksunternehmen X im Kreis Y bekommen?
KÖHLER: Auf jeweils eine gemeldete offene Stelle wurde natürlich nur eine Anfrage versendet, sonst klappt ein randomisiertes Experiment nicht. Entweder von einem Lukas Becker mit sehr guten Noten oder mit durchschnittlichen Noten. Dazu mit oder ohne berufspraktische Erfahrung. Immer nach dem gleichen Prinzip: Hallo, ich bin der Soundso, mache bald meinen Realabschluss, habe diese Noten, spreche diese Sprachen und würde mich gerne bewerben – und dann die Frage, ob, wie und wo ich meine Bewerbungsunterlagen hinsenden kann. Über drei Jahre haben wir Anfragen mit verschiedenen Namens- und Kompetenzprofilen an Unternehmen verschickt, die zuvor eine offene Ausbildungsstelle der Bundesagentur gemeldet hatten. In dieser Stichprobe waren weniger große Unternehmen, sondern in der Mehrheit kleinere und mittlere Betriebe. Ganz vereinfacht gesagt bildet die Studie ab: Welcher Name hat mit welchen Begleitfaktoren die besten Chancen, eine Antwort zu erhalten?

WELT: Das klingt aufwendig – wer hat die Studie finanziert?
KÖHLER: Gute Leute muss man haben und ein wenig universitäre Eigenmittel, um das in Gang zu bringen. Eine Förderung aus der Wirtschaft gab es nicht: 16-jährige Schüler, die bald Azubis werden, haben eben keine Lobby.



WELT: Auffällig ist auf einer Karte, die Ihre Ergebnisse visualisiert: Es gibt kein deutliches Ost-West-Gefälle, sondern ein Stadt-Land-Gefälle in Deutschland. Straubing-Bogen und Mittelsachsen schneiden ähnlich schlecht ab.
KÖHLER: Richtig, das ist ein gesamtdeutsches Phänomen. Das zugrundeliegende Problem findet womöglich in allen Köpfen gleichermaßen statt und hat etwas damit zu tun, was der Nobelpreisträger Daniel Kahneman im Unterschied zum „langsamen“, analytischen Denken „schnelles Denken“ nennt: Intuition ohne Reflexion. Und die kann eben deutlich täuschen: Eben dann, wenn der Geschäftsführer aus dem kleinen Betrieb, der nicht viel Zeit für Bewerber hat, den türkischen Namen in der Absenderzeile liest und sofort aussortiert. Weil er, obwohl es unwahrscheinlich ist, von sprachlichen oder bürokratischen Hürden ausgeht oder andere Vorannahmen wirken, anstatt auf Leistung zu schauen.

WELT: In Sachsen schaltete dieses Jahr ein Dachdecker eine Anzeige, wonach er Azubis suchte, aber bitte keine „Hakennasen, Bimbos, Zeppelträger“. Welche Rolle spielt Rassismus?
KÖHLER: Es ist ganz schwierig, als empirischer Wissenschaftler Rassismus kausal nachzuweisen. Auch anekdotisch haben wir wenig Anhaltspunkte. Deshalb reden wir auch an keiner Stelle von Rassismus in dieser Studie. Das, was andere daraus machen, das, was die Politik daraus macht, was der Journalismus daraus macht – darauf haben wir keinen Einfluss. Aber ich plädiere dafür,

wirklich vorsichtig zu sein bei solchen Schlüssen. Wir müssen differenziert denken. Das von uns beschriebene Phänomen ist nicht schwarz oder weiß.

WELT: Welche Konsequenzen sollte man Ihres Erachtens aus der Studie ziehen?
KÖHLER: Wenn „schnelles Denken“ eine Ursache ist, gibt es keine einfache Lösung, außer dem Appell, inzuhalten, Bewerberunterlagen ein bisschen genauer zu studieren, statt schnell auszusortieren. Am allerwichtigsten ist, dass wir über diesen Befund sprechen, dass wir uns darüber bewusst werden, was es für das große Ganze bedeutet. Die volkswirtschaftlichen Konsequenzen können enorm sein. Denn die soziale Marktwirtschaft funktioniert nur, wenn wir nach Leistung diskriminieren. Wenn nur der persönliche Verdienst Ausschlag darüber gibt, ob jemand eine Chance hat oder nicht. Und nicht der Name. Doch gute Schulbildung, Engagement, all das spielte im Schnitt bei der Antwortrate keine Rolle. Mittelmäßige Leistung mit deutschem Vornamen als Absender brachte mehr Erfolg als exzellente Leistung mit einem arabischen Namen.

WELT: Kann der Staat helfen? Im südlichen Sachsen-Anhalt zum Beispiel gibt es Fördergelder für interkulturelle Trainings für Kleinunternehmen, damit sie Bewerber aus anderen Regionen und Ländern besser integrieren können.
KÖHLER: Alles, was unsere kognitiven Verzerrungen auch nur ansatzweise auflockern kann, ist eine hervorragende Initiative, das vorhandene Humankapital in dieser Volkswirtschaft bestmöglich zu nutzen. Wir alle können uns jeden Morgen überlegen, ob wir Verhaltensweisen reproduzieren, die wir vorgelebt bekommen, oder ob wir sie durchbrechen, was etwa intuitive Vorurteile anbelangt. Aber wir machen hier keine Missionsarbeit. Am Ende wird der Markt – konkret der Knappheitsmechanismus – einiges regeln; angesichts von 70.000 offenen Ausbildungsstellen werden die Unternehmen nicht lange so weitermachen können.

WELT: Gleichzeitig könnten Ihre Ergebnisse, wenn Sie sich an den Schulen herumsprechen, auf migrantische Schüler ziemlich demotivierend wirken.
KÖHLER: Wer die Erfahrung macht, trotz guter Leistungen nicht voranzukommen, kann resignieren und auch den Schluss ziehen: Leistung und Bildung lohnen sich nicht. Was volkswirtschaftlich verheerend ist.

Mit Roboter-Beinen durchs Gebirge

Der Hersteller nennt es „das beste Outdoor-Exoskelett der Welt“. Doch wie gut funktioniert das Gerät, welches man eher in der Industrie im Einsatz sieht, im privaten Gebrauch wirklich? WELT hat es getestet

Man braucht schon eine gute Portion Selbstbewusstsein, um mit dem Hypershell X Ultra durch die Öffentlichkeit zu laufen. Das wird mir schon wenige Minuten nach dem Start meiner Wanderung im Itamos-Gebirge auf der Halbinsel Sithonia in Nordgriechenland klar. Kaum habe ich mit meinem Exoskelett die ersten Höhenmeter geschafft, kommen mir mehrere Wanderer entgegen – neugierige Blicke, dann ein zögerndes Lächeln, schließlich der demonstrative Blick zur Seite, um bloß nicht beim Starren ertappt zu werden.

THOMAS HEUZEROTH

Aber ich sehe es ihnen an: Am liebsten würden sie mich weiter beobachten. Ich kann es ihnen kaum verübeln. Denn das Gestell, das ich mir um Hüfte und Oberschenkel geschnallt habe, ist ein echter Hingucker – und erinnert ein bisschen an die Metallstreben, mit denen der junge Forrest Gump herumlaufen musste, bevor er zu rennen begann. Also irgendwie medizinisch. Doch mit Gumps Gestell hat das nicht viel zu tun, denn hier steckt jede Menge Hightech drin: zwei kleine Elektromotoren mit bis zu 1000 Watt Spitzenleistung, mehr als ein Dutzend Sensoren, ein Akku – und sehr viel Ingenieurskunst. Der Hersteller nennt es „das bisher beste Outdoor-Exoskelett der Welt“. Üblicherweise sieht man Exoskelette eher in der Industrie und Logistik, wo schwer gehoben werden muss. Oder eben bei Menschen, die körperliche Probleme haben. Doch das Hypershell X Ultra ist gebaut für Menschen, die in der Natur wandern oder in den Bergen rennen wollen. Ich habe das Hypershell X Ultra nicht nur selbst getestet, sondern es auch anderen angelegt. Die Reaktion ist überall dieselbe: ein breites Grinsen, irgend-

wo zwischen ungläubigem Staunen und kindlicher Freude. Denn das Gerät macht etwas völlig Ungewohntes – es verleiht einem buchstäblich Beine. Beim Anheben der Oberschenkel zieht es leicht mit, beim Absenken drückt es sanft nach unten. Plötzlich läuft man, als hätte man einen kleinen Motor eingebaut.

Dabei ist die Konstruktion erstaunlich leicht. Der Rahmen aus Carbonfaser und Titanlegierung wiegt mit Akku nur 2,2 Kilo. Man legt es mit einem Gurt oberhalb der Hüfte an und fixiert es mit einer Steckschnalle. Zwei kleine Motoren sitzen an den Hüftgelenken, von dort führen Streben nach vorn. Die Breite lässt sich in vier Stufen anpassen. Eine Smartphone-App macht nach der Eingabe von Größe und Gewicht des Trägers einen Vorschlag für die richtige Passgröße. Wenn alles einmal eingestellt ist, dauert das Anlegen keine 30 Sekunden. Ein Druck auf den Knopf am rechten Motor, und das System erwacht. Über denselben Knopf kann ich die Unterstützungsstufen wechseln, LEDs zeigen den aktuellen Modus. Den Rest übernimmt das Exoskelett selbst: Es erkennt über Sensoren, ob ich bergauf oder bergab gehe, auf Sand, Asphalt oder Treppen – und passt die Unterstützung automatisch an.

Im Test funktionierte das erstaunlich zuverlässig. Selbst beim Treppensteigen hatte das System nach zwei Stufen den richtigen Modus gefunden. Besonders beeindruckend war der Unterschied beim Aufstieg: Während ich sonst eher schwer atmend über die Felsen steige, ging es diesmal fast federleicht nach oben. Beim Abstieg sollte das Hypershell laut Hersteller die Gelenkbelastung reduzieren – das konnte ich nicht eindeutig spüren. Aber die pure Leichtigkeit, mit der ich den Berg hinaufstieg, hat mich ehrlich verblüfft. Nach zehn Kilometern und 630 Höhenmetern fühlte ich mich kaum erschöpft



Das Hypershell X Ultra erkennt automatisch, ob sein Träger bergauf oder bergab geht

– im Gegenteil: Ich hätte locker noch weiterlaufen können. Der Akku zeigte noch 30 Prozent Restladung, obwohl ich zwischendurch mehrmals den „Hyper-Modus“ ausprobiert hatte, der für besonders dynamische Bewegungen gedacht ist. Im normalen Gehtempo fühlt man sich darin fast ein bisschen ferngesteuert. Der Eco-Modus mit 50 Prozent Unterstützung war meist die bessere Wahl. Interessant ist der Moment, wenn man das Exoskelett wieder ablegt: Plötzlich fühlen sich die ei-

genen Beine bleischwer an. Erst da merkt man, wie viel Arbeit einem das System tatsächlich abgenommen hat.

Laut Hersteller soll ein Akku für rund 42.000 Schritte oder 30 Kilometer reichen – und zwei Akkus sind im Lieferumfang. Die angeblich 39 Prozent weniger körperliche Belastung oder 22 Prozent geringere Herzfrequenz konnte ich zwar nicht exakt nachmessen, aber das Gefühl der Erleichterung war überdeutlich. Zudem behauptet der Hersteller eine 63 Prozent

verringerte Muskelbelastung in den Hüftbeugern und 25 Prozent weniger Muskelbelastung in den Hüftstreckern. In jedem Fall kann ich berichten, dass sich auch am Folgetag kein Muskelkater einstellte, der mich sonst nach einem Wandertag eigentlich immer verfolgt.

Die App dokumentiert auf dem Smartphone alles mit: Schritte, Höhenmeter, Distanz, Akkustand, geschätzte Reichweite. Nur das GPS-Tracking fehlt. Für die Apple Watch gibt es eine kleine Zusatz-App, über die sich der Modus direkt am Handgelenk wechseln lässt – praktisch, aber nicht zwingend nötig, weil die Automatik im Test alles richtig gemacht hat. Ich mochte zudem den simplen Knopf am Gerät lieber. Und für wen ist das Hypershell X Ultra nun gedacht? Ich würde sagen: für alle, die gerne wandern, aber ihre Kräfte besser einteilen wollen. Es ist ein bisschen wie ein E-Bike für die Beine – man läuft selbst, nur eben leichter. Für manche bedeutet das, überhaupt wieder eine größere Entfernung wandern zu können, für andere: doppelt so weit zu kommen und die 20-Kilometer-Marke zu knacken. Da wir schon beim E-Bike-Vergleich sind: Es gibt tatsächlich einen eigenen Modus für das Fahrradfahren, den ich in Berlin auf einem normalen Rad ausprobieren konnte. Auch hier hat das Exoskelett sofort erkannt, dass ich in die Pedalen trat. Die Unterstützung ist nicht ganz so sanft wie bei einem echten E-Bike, die Erleichterung beim Treten ist aber deutlich zu spüren. Ich konnte das auch auf einem Spinning-Bike feststellen, was sich allerdings etwas absurd anfühlte. Denn wer sich auf ein solches Gerät setzt, will es eigentlich schwer haben.

Da sind wir auch schon bei einem kleinen Problem: das schlechte Gewissen. Ich war beim Wandern im Gebirge mit einer kleinen Gruppe unterwegs – und hatte immer wieder das Gefühl, zu schummeln. Schließlich gehört zum Wandern auch die wohlthuende Erschöpfung am Ende des Tages. Aber wer das wünscht, kann sich auch am Exoskelett abmühen. Denn dafür gibt es einen Fitness-Modus, der über die App zugeschaltet werden kann: Dann arbeitet das Hypershell gegen einen, statt für einen. Das Hypershell X Ultra kostet 1999 Euro.

Kartellverfahren gegen die Deutsche Börse

Prozess der EU-Kommission richtet sich auch gegen die Nasdaq. Der Vorwurf: Wettbewerbsbehinderung

Wegen des Verdachts auf einen Kartellverstoß hat die EU-Kommission offiziell ein Verfahren gegen die Deutsche Börse und die US-Technologiebörse Nasdaq eingeleitet. Demnach soll geprüft werden, ob sie mit Abstimmungen im Bereich der Notierung, des Handels und des Clearings von Finanzderivaten im Europäischen Wirtschaftsraum gegen EU-Wettbewerbsrecht verstoßen haben, wie die Brüsseler Behörde mitteilte.

Die Kommission befürchtet, dass die Unternehmen die Nachfrage aufgeteilt, die Preise koordiniert und vertrauliche Geschäftsinformationen ausgetauscht haben könnten. Sollte sich der Verdacht bestätigen, könnte das Verhalten gegen EU-Wettbewerbsregeln verstoßen, die Kartelle und wettbewerbsbeschränkende Geschäftspraktiken verbieten, hieß es von der Behörde. Wettbewerbswidrige Vereinbarungen und wettbewerbsbeschränkende Geschäftspraktiken könnten das Funktionieren des europäischen Binnenmarktes beeinträchtigen.

Die EU-Kommission schrieb, sie werde ihre eingehende Untersuchung mit „Priorität“ durchführen. Zugleich betonte sie, die Einleitung des förmlichen Untersuchungsverfahrens lasse keine Rückschlüsse auf dessen Ergebnis zu. Die Kommission überwacht, ob die Wettbewerbsregeln in der EU eingehalten werden. Sollte sich der Verdacht bestätigen, drohen dem Unternehmen Strafen in Höhe von bis zu zehn Prozent seines weltweiten Jahresumsatzes.

dpa/AFP/ll/jm

ANZEIGE





Mercedes-Benz

SIE ENTSCHEIDEN,
WAS SIE BEWEGT.

Mercedes-Benz liefert den passenden Antrieb.

Von der City-Tour bis zum Großauftrag: Die vollelektrischen Transporter von Mercedes-Benz verbinden Effizienz mit Weitsicht. Entdecken Sie attraktive Angebote, die nicht nur bewegen, sondern Ihr Unternehmen spürbar voranbringen.

Mit bis zu 9.000 € Preisvorteil¹



¹ Die Höhe des gewährten Preisvorteils ist modellabhängig und wird vom Fahrzeugkaufpreis abgezogen.

„Wir schimpfen auf unser Land. Aber wir sind hier doch gut aufgehoben“

Der Chef der Commerz Real glaubt an den Standort Deutschland und hält nichts von der allgegenwärtigen Schwarzmalerei. Henning Koch beschwört stattdessen „eine ganz neue Ära in Deutschland“

ANZEIGE



Was uns voranbringt? Nachhaltigkeit.

Jede unserer Entscheidungen hat Auswirkungen, ob schon heute oder erst morgen. Unser Handeln bildet die Grundlage für viele Pläne, Projekte und Unternehmungen. Darum verstehen wir nachhaltiges Handeln als elementaren Bestandteil unserer Unternehmenskultur. Als Landesbank in der Helaba-Gruppe übernehmen wir Verantwortung für die Zukunft unserer Gesellschaft und unserer Umwelt. Als starke Partnerin stehen wir unseren Kunden zur Seite und unterstützen sie dabei, die natürlichen und sozialen Lebensgrundlagen zu erhalten. Durch unsere Beratung und unsere Finanzierungslösungen helfen wir ihnen, ihr Geschäftsmodell nachhaltig zu transformieren.



Hier finden Sie mehr zu unserem Engagement und unseren Produkten.

Die Commerz Real AG ist mit mehr als 35 Milliarden Euro verwaltetem Vermögen einer der größten Immobilien-Investoren Deutschlands. Der Hausinvest zählt nach wie vor zu den bedeutendsten Fonds für Privatanleger. Der Druck auf Henning Koch, seit 2021 CEO der Commerzbank-Tochter, ist entsprechend hoch – insbesondere, seit die Zinsen gestiegen und Immobilienanlagen alles andere als Selbstläufer sind.

MICHAEL FABRICIUS

Auch Shopping-Center, einst ein Kerngeschäft der Commerz Real, liefern immer weniger Rendite ab. Trotz allem glaubt Koch an den Standort Deutschland, kauft Gewerbeimmobilien und setzt auf Aufwertung. Investitionen in Wohnungen dagegen sieht der Manager kritisch.

tionen in Wohnungen dagegen sieht der Manager kritisch.

WELT: Wie ist Commerz Real zurzeit geographisch aufgestellt, wie sehen Sie den deutschen Standort?

HENNING KOCH: In Deutschland sind wir am stärksten vertreten, dazu in den großen europäischen Märkten. Und auch hier sind wir optimistisch. Zurzeit wird häufig von asiatischen Märkten gesprochen, als die wirtschaftlich dynamischen Standorte. Am Immobilienmarkt zeigen sich aber die Details: Die Rechtslage ist oft nicht ganz klar, vieles ist schon sehr teuer und wie lange die Wachstums-story noch läuft, ist unklar. Wir haben deshalb unsere Investitionen dort deutlich reduziert und zum Beispiel unseren Bestand in Japan komplett verkauft. In den USA managen wir rund drei Milliarden Euro an Assets und haben dort ein kleines Team aufgebaut. Aber auch dort optimieren wir unser Portfolio: Jüngst konnten wir in Miami ein Luxus-Retail-Objekt mit rund 30 Prozent über Verkehrswert veräußern.

WELT: Ihr wichtigstes Produkt auch für Privatanleger ist weiterhin der Fonds Hausinvest mit 15,5 Milliarden Euro Vermögen. Da haben die vergangenen drei Jahre mit hohen Zinsen und unattraktiven Immobilienpreisen doch Spuren hinterlassen.

KOCH: Ja, das ist zweifelsohne so. Aber wir haben die Energie in die Bestands-entwicklungen gelenkt: Alexanderplatz, Tucherpark, Projekte in Stuttgart, Köln und anderswo. Zugleich haben wir den Anteil von Shopping-Centern reduziert, unter anderem durch Verkäufe in Spanien und Italien. Strategisch wichtig ist uns, erneuerbare Energien stärker mit Immobilien zu verbinden – idealerweise auch im Hausinvest. Wir glauben, man muss Erzeugung und Verbrauch zusammen denken und Gebäuden möglichst eine autarke Energieversorgung ermöglichen. Regulatorisch ist das noch nicht überall machbar, aber das wäre die nächste Evolutionsstufe für offene Immobilienfonds.

WELT: Kaufen Sie derzeit Wohnimmobilien?

KOCH: Klassisches Wohnen in Deutschland ist für uns aktuell kein Ankaufschwerpunkt. Das liegt auch am Preisniveau. Die Regulierung ist starr, und kauft man ältere Bestände, ergeben sich zum Beispiel immer wieder politische Themen. Wenn wir in den vergangenen Jahren Wohnungen gekauft haben, dann gezielt Neubau-Entwicklungen. Zurzeit aber haben wir für reines Wohnen keine dedizierten Kapitaltöpfe. Anders sieht es bei „Smart Living“ aus – Studenten-wohnen und Micro-Apartments – dort sind die Marktbedingungen attraktiver; dafür haben wir unseren European Smart Living Fund für institutionelle Investoren.

WELT: Wie blicken Sie grundsätzlich auf den Wohnungsmarkt? In manchen Städten sind die Preise wieder gestiegen. Ist das nachhaltig?

KOCH: Man muss bei so einer Beurteilung sehr unterscheiden zwischen dem Anleger und dem Eigennutzer. Letztere treffen eine Lebensentscheidung, da gibt es eigentlich kein richtig oder falsch. Hier würde ich sagen: Zinsen haben sich etwas normalisiert, die Preise ebenfalls. Hier aus strategischen Gründen abzuwarten und zu glauben, dass es in den nächsten Jahren günstiger wird zu kaufen oder zu finanzieren, halte ich für falsch. Für institutionelle Investoren dagegen sind 25- bis 27-fache Faktoren ...

WELT ... also der Kaufpreis dividiert durch Jahresmieten ...

Koch: ... genau – solche Größenordnungen sind für jene schwer darstellbar, wenn man die Bewirtschaftung ehrlich rechnet. Ich beobachte da zurzeit Private-Equity-Anleger, die ältere Bestände zum 14- bis 15-fachen kaufen, mit niedrigen Bestandsmieten und in der Hoffnung auf Mietsteigerungen. Also, man kauft beispielsweise im Ruhrgebiet Wohnungen, die für sechs Euro vermietet sind. Und hofft dann, dass sich das irgendwie auf neun Euro heben lässt, ohne wirklich etwas zu investieren. Das ist nicht unser Ansatz; wir wollen keine Portfolios, die uns reputationsseitig ständig in die Defensive bringen, wo Mieter Protestlaken an die Balkone hängen.

WELT: In Deutschland verschwinden Arbeitsplätze in der Industrie, das alte Geld, auch vererbtes Geld, wird aufgebraucht. Ist das nicht ein wackeliger Boden für Immobilieninvestitionen?

KOCH: Überall höre ich: Viel schlechter sollte es nicht mehr werden. Aber ich sehe auch möglicherweise eine ganz neue Ära in Deutschland, mit Investitionsprogrammen, Infrastruktur, neuen Wirtschaftszweigen, die sich gerade entwickeln. Ja, Bürokratie und Verfahren sind zu kompliziert. Allerdings schimpfen wir Deutsche auch wahnsinnig gerne auf unser eigenes Land und erzählen dann, wie schön alles dort ist, wohin man in



Henning Koch, CEO Commerz Real

den Urlaub fährt. Nur schauen Sie mal genauer hin, in Wirtschaftsstandorte wie Frankreich oder selbst Großbritannien: Die Verschuldung zum Beispiel in Frankreich ist riesig, die Leute protestieren gegen alles. Da sind wir von der Stabilität hier doch gut aufgehoben. Realistisch wird unser Weg aber ein Langstreckenlauf: Ein bis zwei Generationen wird es dauern, bis wir wieder dort sind, wo wir sein sollten.

WELT: Wo positioniert sich da der Immobilien-Investor?

KOCH: Wir spüren die Veränderung auch in der Immobilienbranche: Zurzeit bekommen wir viele Bewerbungen, die Leute sind bereit, große Abstriche zu machen. Wir sehen kaum Bauprojekte, in den Beständen der Investoren wird hin- und hergeschoben. Aber ich sehe auch neue Möglichkeiten: Wir wollen als privater Partner bei Infrastruktur helfen und Kapital mobilisieren – von Brücken über Schulen bis hin zu Energie. Dafür braucht es funktionierende Public-Private-Partnerships und eine lernfähige öffentliche Hand. Finde ich das jetzt toll, wie es gerade in Deutschland ist? Nein. Glaube ich daran, dass wir gute Voraussetzungen haben, das zu ändern? Ja. Regulatorisch hängt vieles an der Politik, aber auch in der Wirtschaft muss sich etwas bewegen.

Verzögerte Aufträge des Bundes bremsen Rheinmetall

Der Rüstungskonzern kann aber Umsatz und Gewinn steigern und seine Jahresprognose bestätigen

Die steigenden Rüstungsausgaben der Nato-Staaten lassen Rheinmetall weiter auf Rekordkurs steuern. Doch fällt das Wachstum nicht so rasant wie möglich aus. Grund seien „verschobene Auftragsvergaben aus Deutschland“, erklärte Rheinmetall. Seine Jahresprognose bekräftigte der Rüstungskonzern aber. Nun müssen die Düsseldorfser einen Schlussspurt im vierten Quartal hinlegen.

Der Umsatz kletterte in den ersten neun Monaten um 20 Prozent auf rund 7,5 Milliarden Euro, wie Rheinmetall weiter mitteilte – für das Gesamtjahr sollen es 25 bis 30 Prozent werden. Das operative Ergebnis legte um 18 Prozent auf 835 Millionen Euro zu. Der Auftragseingang ging indes leicht zurück – Aufträge aus der Bundesrepublik verzögerten sich nach der späten Verabschiedung des Bundeshaushalts, hieß es. Der Auftragsbestand erreichte nun eine Höhe von insgesamt rund 64 Milliarden Euro. Im zivilen Geschäft für die Autoindustrie läuft es indes nicht rund, dort sanken Umsatz und Gewinn erneut. Doch dieses hat der Dax-Konzern zum Verkauf gestellt.

„Wir haben uns kraftvoll entwickelt und sind mit solidem Wachstum auf gutem Kurs zur Erreichung unserer anspruchsvollen Jahresziele“, sagte Konzernchef Armin Papperger. Die Weichen für ein starkes viertes Quartal seien gestellt. Er rechne in den bald mit Großaufträgen der Bundeswehr. Allein im Bereich der Munition erwarte er den baldigen Abschluss eines Vertrags mit einem Volumen im zweistelligen Milliarden-Bereich.

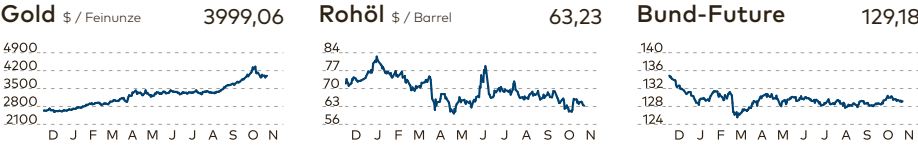
rtf

BÖRSEN-WELT:



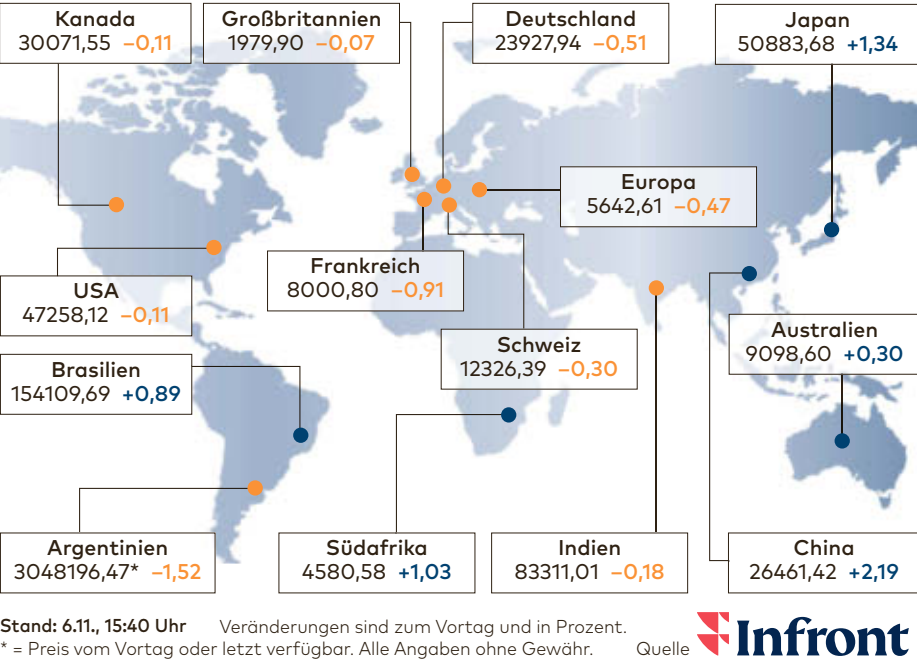
DAX

06.11. (15:40 Uhr)	Kurs in €	Veränderung Vortag in %	Tief	12 Monate Vergleich	Hoch	Marktk. Mrd. €	Div. in €	Div. Rend.	KGW 2024
Adidas	160,50	+0,8	152,7	263,8	28,89	2,00	1,25	45,60	
Airbus SE	209,00	-1,6	129,8	216,9	165,59	3,00	1,44	39,21	
Allianz SE	354,40	-0,5	281,8	380,3	136,86	15,40	4,35	14,41	
BASF SE	42,98	-0,1	37,40	55,06	38,36	2,25	5,23	12,42	
Bayer	26,34	-0,3	18,38	29,93	25,88	0,11	0,42	13,86	
Beiersdorf	93,60	+0,2	87,02	137,7	22,78	1,00	1,07	21,27	
BMW St.	85,20	-0,7	62,96	91,72	47,81	4,30	5,05	6,09	
Brenntag SE	46,12	-3,5	46,04	68,72	6,66	2,10	4,55	9,77	
Commerzbank	31,92	-1,9	13,90	38,40	35,99	0,65	2,04	17,25	
Continental	67,22	+1,1	42,19	68,00	13,44	1,89	2,82	10,86	
Daimler Truck	35,36	0,0	30,78	45,33	28,00	1,90	5,37	8,24	
Dt. Bank	31,66	+0,1	15,30	32,21	61,67	0,68	2,15	21,10	
Dt. Börse	210,30	-4,4	203,9	294,3	39,60	4,00	1,90	20,28	
Dt. Post	43,46	+9,0	30,96	44,27	52,15	1,85	4,26	15,25	
Dt. Telekom	26,51	-0,4	26,00	35,91	132,19	0,90	3,39	14,49	
E.ON SE	16,17	+0,7	10,44	16,55	42,70	0,55	3,40	14,70	
Fres. M.C.	42,50	+1,8	39,43	54,02	12,47	1,44	3,39	18,09	
Fresenius SE	48,46	+0,9	31,60	50,74	22,19	1,00	2,06	25,64	
GEA Group	60,05	-1,9	44,40	66,80	9,78	1,15	1,92	23,28	
Hann. Rück SE	249,60	-1,3	235,9	292,6	30,10	9,00	3,61	12,90	



	Kurs in €	Veränderung Vortag in %	Tief	12 Monate Vergleich	Hoch	Marktk. Mrd. €	Div. in €	Div. Rend.	KGW 2024
Heidelb. Mat.	203,30	-1,8	113,4	212,2	36,27	3,30	1,62	18,23	
Henkel Vz.	71,84	+1,1	65,54	88,50	12,80	2,04	2,84	13,45	
Infineon Tech.	34,35	+0,3	23,17	39,43	44,85	0,35	1,02	18,08	
Mercedes Benz	58,66	+0,7	45,60	63,17	56,48	4,30	7,33	5,04	
Merck	109,75	-0,7	100,7	154,7	14,18	2,20	2,00	12,32	
MTU Aero	361,60	-1,8	249,6	399,5	19,46	2,20	0,61	27,88	
Münch. Rück	537,20	-1,2	460,8	615,8	70,18	20,00	3,72	11,60	
Porsche Ho. SE	34,87	-1,0	30,46	40,37	5,34	1,91	5,48	2,28	
Qiagen	37,53	-1,8	34,24	47,36	8,34	0,21	0,56	17,46	
Rheinmetall	1708,00	+0,1	527,2	2008,0	74,40	8,10	0,47	78,53	
RWE	43,43	+2,0	27,76	43,77	32,31	1,10	2,53	15,79	
SAP SE	222,95	-2,2	209,7	283,5	273,90	2,35	1,05	49,99	
Scout24 SE	98,60	-1,0	82,95	122,8	7,40	1,32	1,34	36,52	
Siemens	244,90	0,0	162,4	250,2	195,92	5,20	2,12	23,44	
Siemens En.	105,85	-1,3	38,25	114,0	91,15	-	-	-	
Siemens Heal.	44,89	-0,2	41,21	58,48	50,64	0,95	2,12	20,31	
Symrise	72,12	-0,6	70,94	108,9	10,08	1,20	1,66	22,19	
Vonovia SE	25,49	+0,8	24,03	32,08	21,30	1,22	4,79	12,75	
VW Vz	93,62	+0,2	78,86	114,2	19,30	6,36	6,79	3,38	
Zalando SE	24,87	+9,8	22,37	40,08	6,56	-	-	29,61	

INDIZES



Fonds mit KI-Wertschöpfung

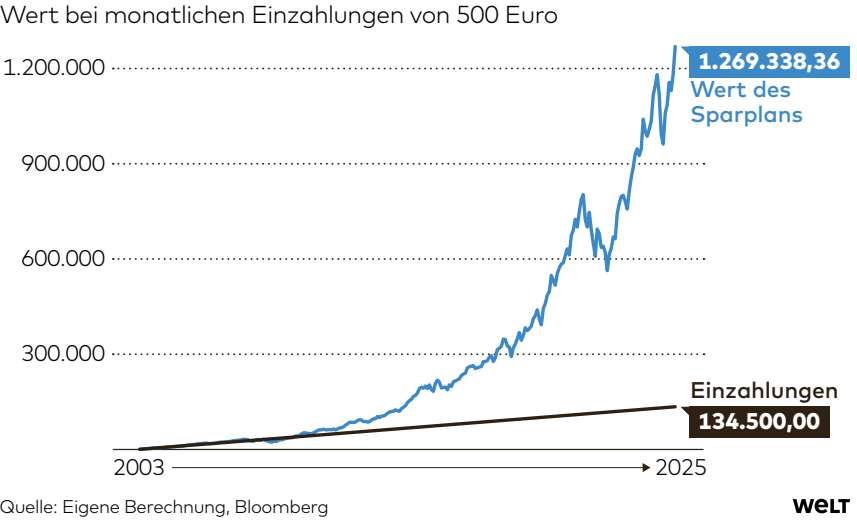
Fonds	Anlageuniversum	WKN
Vanguard FTSE All-World ETF	Welt-ETF, der in die größten 3631 Firmen aus Industrie- und Schwellenländer investiert	A2PKXG
Invesco Nasdaq 100	Investiert in die 100 größten Firmen, die an der Computerbörse Nasdaq gelistet sind	801498
Xtrackers Artificial Intelligence & Big Data	Investiert in 91 Firmen, die von KI profitieren	A2N6LC
BIT Global Technology Leaders	Aktiv gemanagter Tech-Fonds	A2N812
The Digital Leaders Fund	Aktiv gemanagter Tech-Fonds	A2H7N2
Amundi MSCI Semiconductors ETF	Investiert in 61 Halbleiterfirmen aus aller Welt	LYX018

WELT

Sechs Wege zum Wohlstand mit ETFs

Sollte Europa global an Einfluss, Wachstum und Kapital einbüßen, müssen die Bundesbürger ihren eigenen Reichtum erschaffen. WELT stellt Investmentoptionen vor, mit denen sich schnell ein Vermögen aufbauen lässt

Sparplan Invesco Nasdaq 100



Rendite inzwischen wieder mager. Weil die Inflation hartnäckig über zwei Prozent verharrt, verliert das Ersparte der Bundesbürger stetig an Kaufkraft. Nach Berechnungen von Barkow Consulting im Auftrag des Brokers XTB beläuft sich der Wertverlust in diesem Jahr bereits auf rund 33 Milliarden Euro – bis Ende 2025 dürfte er die Marke von 40 Milliarden Euro überschreiten.

Der durchschnittliche Zinssatz auf Sicht-, Fest- und Spareinlagen liegt aktuell nur bei 0,75 Prozent – deutlich unter der Inflation von 2,3 Prozent. Das ergibt eine Realrendite von minus 1,55 Prozent. Besonders problematisch: Die Deutschen halten fast drei Billionen Euro in solchen Niedrigzinssanlagen. Daraus resultiert der gewaltige Kaufkraftverlust. Setzen sich die derzeitigen Trends fort, droht in den kommenden zehn Jahren ein weiterer realer Vermögensverlust

von rund 17 Prozent. Das ist eine alarmierende Nachricht – und das gleich aus zwei Gründen. Erstens, weil in Anbetracht des demografischen Wandels und des angeschlagenen Rentensystems private Altersvorsorge mit einer soliden Aktienquote unverzichtbar ist. Zweitens, weil die breite Bevölkerung weiterhin an veralteten Spargewohnheiten festhält – und damit langfristig ihr Vermögen schrumpfen lässt, statt es zu vermehren.

Doch das ernüchternde Sparverhalten der Deutschen ist in Zeiten wie diesen auch aus einem anderen Grund bedenklich. Setzt sich die Entwicklung der letzten Jahre fort, ist davon auszugehen, dass Deutschland und Europa nicht länger Wachstumszentrum der Welt sein werden. Dass die Zukunftstechnologien, wie vor allem die künstliche Intelligenz, an der Wertschöpfung hierzulande vorbeigehen. Der wirtschaftliche, politische und auch gesellschaftliche Wandel deutet darauf hin, dass die Deutschen sich auf das Szenario einstellen müssen, in zehn bis 20 Jahren nicht mehr zu den Wohlstandsregionen dieser Welt zu zählen. Es bleibt zwar zu hoffen, dass es anders kommt – doch sicher ist das keineswegs.

Und so bleibt im Hier und Heute nur die Erkenntnis: Jeder sollte möglichst selbst versuchen, seinen eigenen Wohlstand zu kreieren. Und genau das funktioniert nur über den Aktienmarkt. Denn man muss nicht auswandern, um an den Wachstums- und Wohlstandsgewinnen anderer Regionen und Märkte zu partizipieren. Man muss lediglich dort investiert sein. Und wer das jetzt und heute mit relevanten Summen, beispielsweise über Sparpläne, tut, ist auch für das negative Wohlstandsszenario gerüstet. WELT hat deshalb das Anlageuniversum nach passenden und lukrativen Investmentoptionen durchsucht und jeweils ausgerechnet, wie schnell sich doch ein gutes Stück Wohlstand und Vermögen erzielen lässt. Dabei wurden Produkte ausgesucht, die gezielt versuchen, am Wohlstandsgewinn, den die Künstliche Intelligenz schafft, zu partizipieren.

Anleger, die es möglichst einfach haben wollen, halten sich an einen Indexfonds, der die breite Welt, also Industrie- und Schwellenländer, abdeckt. Mit dem Vanguard FTSE All World sichern sich Sparer den Wohlstandsgewinn der Welt, egal wo dieser stattfindet. Langfristig hat der Index im Schnitt 7,9 Prozent Wertzuwachs pro Jahr erwirtschaftet, genug, um den Kaufkraftverlust selbst nach Inflation auszugleichen. Wer seit dem Start des Vanguard FTSE All World 500 Euro in Deutschland 2019 Monat für Monat 500 Euro investierte, hat aus eingezahlten 38.000 Euro insgesamt knapp 58.000 Euro gemacht.

Noch mehr war für Anleger drin, die gezielt in Tech-Werte investiert haben. Die einfachste Form ist ein Indexfonds auf den Nasdaq 100. Der Invesco EQQQ Nasdaq 100 bildet die 100 größten Werte ab, die an der amerikanischen Tech-Börse Nasdaq gelistet sind. Seit 2003 lässt sich dieser ETF hierzulande besparen. Mit dem monatlichen 500-Euro-Sparplan wurden aus investierten 134.500 Euro insgesamt 1,3 Millionen Euro. Im Schnitt erwirtschaftete der Invesco EQQQ eine jährliche Rendite von 15,5 Prozent. Allerdings waren auch die Schwankungen krasser, doch das Risiko hat sich für die Sparer aus heutiger Sicht ausgezahlt.

Noch mehr war mit gezielten KI-Fonds wie dem Xtrackers Artificial Intelligence & Big Data zu erwirtschaften. Der gut 90 Werte umfassende Indexfonds erzielte seit Auflegung 20,3 Prozent. Wer seit dem Start 2019 Monat für Monat 500 Euro investierte, konnte seine eingezahlten 40.500 Euro im Wert mehr als verdoppeln.

Für besonders risikofreudige Anleger können sich auch aktiv gemanagte Fonds lohnen. Beim BIT Global Technology Leaders oder beim The Digital Leaders Fund versuchen die Fondsmanager Jan Beckers und Baki Irmak gezielt, die Gewinner herauszufinden, die durch KI bei der Neuordnung der Welt entstehen. Jan Beckers hat mit seinem BIT Global Technology Leaders seit der Auflegung 2019 im Schnitt 37 Prozent pro Jahr herausgeholt. Wer ihm seit dem Start 500 Euro im Monat anvertraut hat, hat heute gut 131.000 Euro – bei insgesamt eingezahlten 41.000 Euro. Allerdings mussten Anleger starke Nerven haben. Zwischenzeitlich hatte der Fonds von der Spitze auch mal 68 Prozent an Wert verloren. Dieses Vehikel lohnt sich daher nur für risikofreudige Naturen, die auch solche Verluste ertragen und aussitzen können. Der The Digital Leaders Fund verlor in der Spitze 47 Prozent, also etwas weniger als der BIT Global Technology

Leaders. Allerdings legte der Fonds seit Auflegung mit durchschnittlich 14 Prozent pro Jahr auch wesentlich weniger zu. In diesem Jahr gehört der Fonds aber mit einem Zuwachs von gut 37 Prozent zu den Gewinnern. Jan Beckers BIT Global Technology Leaders liegt 2025 sogar 46 Prozent im Plus. Bei aktiv gemanagten Fonds kommt es aber immer auf das Geschick des Fondsmanagers an. Dieses Risiko sollten Anleger bei solchen Produkten zusätzlich beachten, zumal die Fonds auch deutlich höhere Gebühren als ETFs verlangen.

Wer lieber auf Indexfonds setzt, kann sich auch den Amundi MSCI Semiconductors ETF anschauen. Der setzt auf die Schaufelhersteller des KI-Booms, die Halbleiterwerte. Egal, ob Nvidia weiter die Rechenzentren beliefert oder die Konkurrenz aufholt, sind Anleger mit dabei. Seit Auflegung im Jahr 2008 hat der ETF im Schnitt 17,4 Prozent gemacht. In den vergangenen fünf Jahren

lag die Rendite mit 33 Prozent p. a. deutlich darüber. Sollte der Boom bei den Rechenzentren aber abreißen, weil sich herausstellt, dass die großen Tech-Konzerne zu viel investiert haben, würden Anleger mit diesem ETF ein Tal der Tränen durchlaufen.

Für Sparplan-Anleger, die langfristig anlegen, kann das zwar ein Segen sein, weil sie dann günstiger Anteil akkumulieren können, aber mit einer langfristigen Durststrecke kommen nicht alle Sparer zurecht. Das zeigt eine andere Umfrage, die die Neobank Revolut in dieser Woche veröffentlicht hat. Danach spart jeder zweite Deutsche gar nicht wegen Zinsen oder großen Zielen, sondern einfach, um sich sicher zu fühlen. Ihnen geht es weniger um Rendite und mehr um innere Ruhe. Aber diese innere Unruhe kostet wegen der Inflation viel Geld. Und angesichts des drastischen KI-Wandels wird ein solches Sparverhalten noch kostspieliger.

ANZEIGE

World Vision
ZUKUNFT FÜR KINDER

ES REICHT
GEMEINSAM GEGEN HUNGER

Egal, wo auf der Welt
Kein Kind soll Hunger leiden

Die Schlange an der Essensausgabe ist lang. Sehnsüchtig wartet der 4-jährige Ekai auf seine einzige Mahlzeit des Tages. Fürs Spielen bleibt dem kleinen Jungen kaum Kraft. Ekai ist akut mangelernährt, er kämpft ums Überleben.

So wie ihm geht es über 40 Millionen Kindern unter fünf Jahren. Das ist jedes 15. Kind in diesem Alter weltweit.* Als größter Partner des Welternährungsprogramm der UN setzen wir uns mit aller Kraft dafür ein, dass jedes Kind satt wird und gesund aufwächst. Schon heute erhält alle 60 Sekunden ein hungriges Kind eine Mahlzeit. Doch das reicht noch nicht.

GEPRÜFTE TRANSPARENZ. Spendenbescheinigung Deutscher Spendenrat

DZI Spenden-Siegel Geprüft & Empfohlen

Spenden Sie heute. Damit es endlich für alle reicht.

worldvision.de/es-ist-genug

Der Streit über die Schienenmaut eskaliert

Die Bundesregierung stoppt die Förderung der Trassenpreise. Der Bahn entgehen 100 Millionen Euro

Wer mit der Bahn fährt, bereitet sich mental auf alles vor. Zugausfälle, Verspätung, keine freien Sitzplätze. Im Oktober war die Deutsche Bahn im Fernverkehr so unpünktlich wie noch nie. Um den Unmut der Kunden nicht noch weiter anzuheizen, kündigte das Unternehmen an, zum ersten Mal seit sechs Jahren zum Fahrplanwechsel im Dezember nicht die Fahrpreise zu erhöhen.

KLEMENS HANDKE

Doch am Horizont zieht bereits der nächste Sturm auf, der für die defizitäre Bahn und ihre Kunden teuer werden könnte. Und schuld ist ausgerechnet der Eigentümer des Staatskonzerns: der Bund. Das Bundesverkehrsministerium (BMV) hat im letzten Moment die Förderung der sogenannten Trassenpreise für den Personenfernverkehr gestoppt. Dabei handelt es sich um eine Art Schienenmaut, die jeder Zug bezahlen muss, um die Gleise zu benutzen. Die Begründung für die kurzfristige Streichung: Zweifel an der Wirtschaftlichkeit und Wirksamkeit der Maßnahmen. Politiker, Branchenvertreter und Verbände widersprechen dem und warnen vor steigenden Preisen sowie der Streichung von Strecken im Fernverkehr.

Zuerst haben die Verbände Mofair und der Verband Deutscher Verkehrsunternehmen (VDV) über den Vorgang im Ministerium berichtet. Gegenüber WELT bestätigte ein Ministeriumssprecher die vorzeitige Einstellung der Förderung für das Jahr 2025, obwohl diese bereits im Haushalt festgelegt war. Das BMV be-

gestrichen, die sich laut dem Konzern nicht mehr rentieren. „Wir brauchen für 2025 und 2026 die Fortführung der Trassenpreisförderung“, fordert Iffländer. An dem Vorwand der fehlenden Wirtschaftlichkeit habe er Zweifel. „Uns liegen Informationen vor, dass ein Gutachten existiert, dass die Wirtschaftlichkeit der Förderungen belegt. Das Ministerium leugnet dessen Existenz allerdings.“

Und die Verkehrsunternehmen? Flix-Train teilt auf unsere Anfrage mit, dass man das Angebot trotzdem wie geplant weiter ausbauen werde. Bei der Deutschen Bahn klingt man alarmierter: „Explo-dierende Trassenpreise stellen für die gesamte Branche und auch den DB Fernverkehr eine massive wirtschaftliche Belastung dar.“ Der Konzern setze auf einen „kurzfristigen Nachteilsausgleich“ in den laufenden Gesprächen. Preissteigerung soll es vorerst trotzdem nicht geben. „Die DB wird die Preise im Fernverkehr wie angekündigt stabil halten.“ Die Frage ist nur: Wie lange? Weniger optimistisch blicken die Politiker verschiedener Parteien und Verbände auf die Gestaltung der Ticketpreise durch den Wegfall der Förderung. Grünen-Politiker Tarek Al-Wazir, Vorsitzender des Verkehrsausschusses im Bundestag, sagt: „Die Steigerung der Trassenpreise entwickelt sich zu einem weiteren Punkt verfehlter schwarz-roter Bahnpolitik.“ Wenn die Eisenbahnunternehmen die Förderung nicht erhalten würden, drohe eine Erhöhung der Ticketpreise oder weniger Angebot, so seine Einschätzung. „Es ist die Aufgabe und Verantwortung des Verkehrsministeriums, dafür zu sorgen, dass vom Parlament beschlossene Trassenentgeltförderungen auch ausgezahlt werden können.“ Luigi Pantisano (Die Linke) bezeichnet den Förderstopp als „Vollkatastrophe“. Und auch aus der Koalitionspartei SPD kommt Kritik. Die verkehrspolitische Sprecherin der Sozialdemokraten, Isabel Cademartori, erwarte vom Minister im „Tagesspiegel“, dass dieser den Abfluss des Geldes in voller Höhe sicherstellt. Die Verbände Mofair und VDV zeigen sich entsetzt. Zur Streichung der Trassenpreisförderung schreiben sie: „Das ist ein fatales Signal für das Angebot und die Verlässlichkeit im Schienenverkehr und damit auch für den Klimaschutz.“

Dass sich etwas an den Trassenpreisen ändern muss, ist ohnehin politischer Konsens. Im Koalitionsvertrag versprechen Union und SPD: „Das Trassenpreissystem reformieren wir.“ Ein Regierungsentwurf zur Abmilderung des Trassenpreisanstiegs liegt bereits vor. Im Oktober tagte der Verkehrsausschuss dazu. Die meisten Sachverständigen sehen im Regierungsentwurf einen Schritt in die richtige Richtung, halten ihn aber für unzureichend. Nur die DB InfraGO lehnte die Vorlage ab. Kern des Entwurfs ist ein abgesenkter Eigenkapitalzinssatz von 2,2 Prozent ab 2026, der den erwarteten Preissprung dämpfen soll. DB-InfraGO-Vorstand Jens Bergmann warnte jedoch, der Ansatz verschiebe Finanzierungsrisiken auf das Unternehmen, ohne die Regulierung anzupassen. Er setzte sich kurzfristig daher für die Trassenpreisförderung ein. Fachleute forderten: Trassenpreise sollten sich an den reinen Grenzkosten des Zugbetriebs orientieren. Die Gebühren würden sich darin nur nach den unmittelbaren Kosten richten, die ein zusätzlicher Zug auf der Strecke verursacht – vor allem Verschleiß an Schienen und Weichen sowie Energiekosten für die Leit- und Sicherungssysteme. Alles, was darüber hinausgeht – etwa Investitionen in Aus- und Neubau, Verwaltung oder Finanzierungskosten – würde nicht über die Trassenpreise eingespielt, sondern aus Steuermitteln gedeckt. Zudem solle das gesetzlich vorgegebene Renditeziel der gemeinwohlorientierten Infrastruktur komplett entfallen.

Die Industrie machte deutlich, welche Folgen ein Scheitern des Gesetzes hätte. BASF-Vertreterin Gudrun Grunenberg sprach von drohenden 35 Prozent höheren Trassenpreisen und einem Rückschlag für die Verlagerung des Güterverkehrs auf die Schiene. Die EVG verlangte sogar eine kräftige Ausweitung der Trassenpreisförderung. Im vorläufigen Bundeshaushalt 2026 sind für den Fernverkehr 200 Millionen Euro als Förderung vorgesehen. Ob die noch Bestand hat, ist durch die kurzfristige Streichung des Ministeriums der Förderung für 2025 nicht sicher. Was sicher ist: Einigt sich die Politik nicht auf eine Reform des Systems, wird es immer teurer, in Deutschland eisenbahn Zug zu betreiben – und für die Fahrgäste wird es teurer, mit ihm zu fahren.

Wer im Januar 1980 in Deutschland Gold bunkerte, musste bis 2006 – mehr als zweieinhalb Jahrzehnte – warten, bis der Unzenpreis wieder aufs gleiche Niveau gestiegen war wie damals. Auf Dollar-Basis dauerte die Edelmetall-Verlustphase sogar noch länger. In den zwei Dekaden vor der Jahrtausendwende waren es Aktien, die das große Geld brachten.

DANIEL ECKERT UND LEA M. OETJEN

Umgekehrt gilt: Wer im Jahr 2000, also auf dem Höhepunkt der Technologieblase, an der US-Börse investierte, war mehr als eine Dekade lang „unter Wasser“. Erst 2013 sollte der Leitindex S&P 500 seinen Millenniums-Höchststand übertreffen. In dieser Zeit verzeichnete Gold zweistellige Wertzuwächse. Wer zum richtigen Zeitpunkt ein- und ausstieg, konnte schnell reich werden. Das perfekte Timing ist, zumindest theoretisch, der heilige Gral der Geldanlage. Nur: Wären diese Wendepunkte der Finanzmärkte im Vorfeld auch prognostizierbar gewesen? Das behauptet ein Internet-Meme, das seit einiger Zeit in den sozialen Medien – etwa LinkedIn oder X – die Runde macht. Das Meme zeigt eine Grafik von spitzen großen und kleinen Dreiecken, die sich abwechseln.

In nahezu perfekter Symmetrie sollen die Zacken die Hoch- und Tiefpunkte der Finanzmärkte markieren, oder wie die englische Überschrift behauptet: „Periods When to Make Money“ (auf Deutsch: Zeiten, in denen man Geld machen kann). Vom Design her erinnert das Bild an eine Postkarte aus der Zwischenkriegszeit. Das Ganze wirkt wie ein ewiger Kalender der Börse und wird in den sozialen Medien auch so verstanden. Der englischen Beschriftung zufolge markieren die Spitzen der großen Dreiecke „Jahre, in denen Paniken aufgetreten sind und wieder auftreten werden“, beginnend im Jahr 1927 und endend im Jahr 2053. Die Aussage ist brisant: Der Grafik zufolge sollten Anleger langsam darüber nachdenken, sich von ihren Aktien zu trennen. Bis zum nächsten großen Crash ist es zwar noch etwas hin, denn die Spitze, die eine Marktpanik markiert, zeigt auf das Jahr 2035.

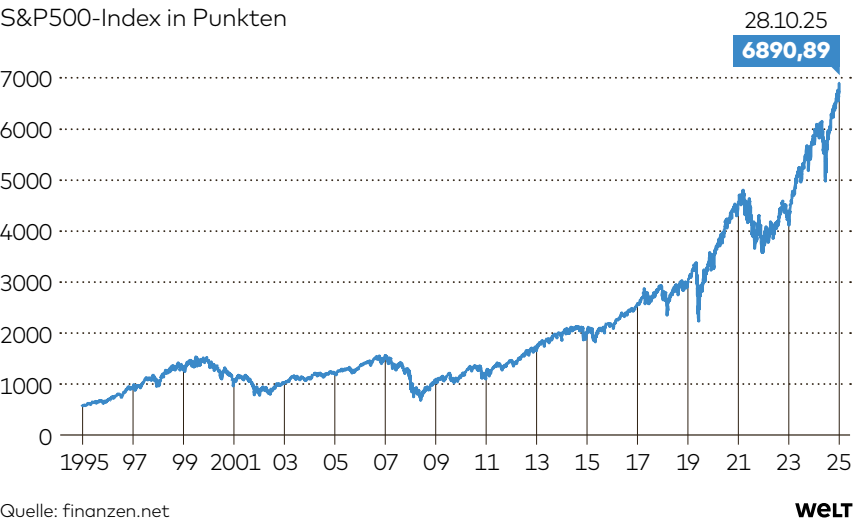
Doch auch zwischenzeitlich könnte es ungemütlich werden. Denn: Die Spitzen der niedrigen Dreiecke sagen der Beschriftung zufolge voraus, wann der ideale Zeitpunkt ist, um „Aktien zu verkaufen“ – und das wäre der Grafik zufolge schon 2026, also nächstes Jahr. Das würde sich mit der verbreiteten Wahrnehmung decken, dass die Börsen im Zuge der neuen Tech-Euphorie langsam überhitzen. Erst am Mittwoch hat der US-Chipriese Nvidia als erstes Unternehmen der Welt eine Marktkapitalisierung von fünf Billionen Dollar (5000 Milliarden Dollar) erreicht.

Die Weissagung, die einer Beschriftung zufolge auf das Jahr 1875 zurückgeht und einem gewissen Samuel Benner zugeschrieben wird, geht aber noch weiter. Die dritte, untere Reihe, dort wo sich die Dreiecke an der Basis berühren, prognostiziert für das Jahr 2032: „Harte Zeiten, niedrige Preise. Gelegenheit, Aktien zu kaufen.“ Bewahrheiten sich die Prophezeiungen aus dem Internet-Meme, können Anleger getrost 2026 Aktiengewinne mitnehmen, sich bis 2032 entspannt zurücklehnen, dann günstig wieder einsteigen, ehe sie rechtzeitig vor der großen Panik von 2035 verkaufen. Würde es wirklich so funktionieren – die Grafik wäre nicht mehr und nicht weniger als der heilige Gral der Geldanlage.

Auf den ersten Blick ist die Grafik suggestiv. Auch Ökonomen sprechen von Zyklen an den Märkten und in der Volkswirtschaft. Zuletzt hat zudem das Konzept des Superzyklus an Popularität gewonnen, so wird auch der aktuelle Investitionsboom rund um Künstliche Intelligenz (KI) als Superzyklus beschrieben, auch der Rüstungsboom wurde bereits so bezeichnet. Nach Einschätzung vieler Experten könnte er tatsächlich 2026 seinen Höhe- und Wendepunkt erreichen. Dann wären Gewinnmitnahmen keine schlechte Idee. Auch professionelle Geldmanager können der Theorie von einem wellenartigen Auf und Ab an den Märkten so einiges abgewinnen. „Langfristige Kapitalmarktzyklen sind kein Mythos, sondern ein wiederkehrendes Phänomen ökonomischer Realität“, findet Ortay Gelen, Vermögensverwalter bei Axia Asset Management in Dortmund. Nach seiner Einschätzung zeigen sich „über viele Jahrzehnte hinweg Wellenbewegungen aus Aufschwung, Überschuldung, Korrektur und Erneuerung.“ Dies seien Prozesse, die sowohl durch menschliche Psychologie als auch durch die Mechanik des Kredit- und Geldsystems bestimmt werden.

Der berühmte Hedgefondsmanager Ray Dalio, Gründer von Bridgewater Associates, spricht davon, dass Finanzmärkte nicht linear verlaufen, sondern in langen, etwa 50- bis 75-jährigen Superzyklen. Seine Theorie der „Long-Term Debt Cycles“ besagt, dass das Zusammenspiel von steigender Verschuldung, sinkender

Börsenzyklen sind eine Realität

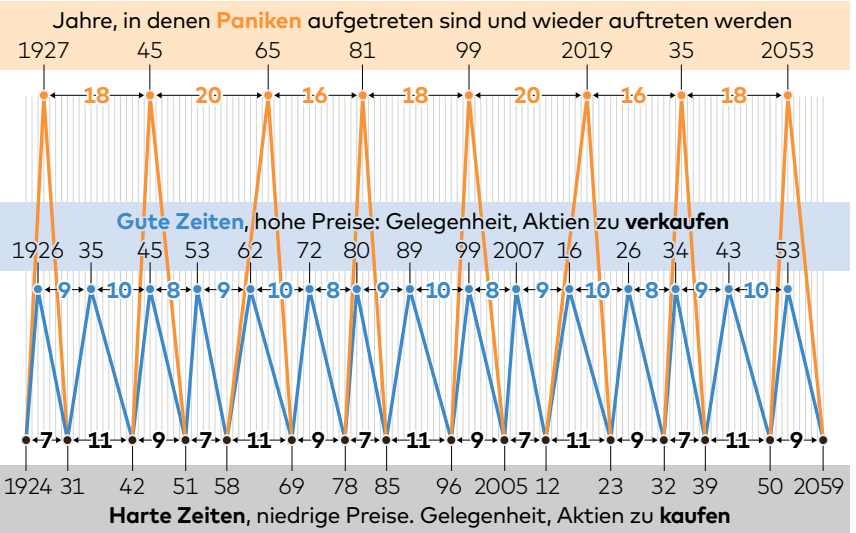


Der ewige Kalender der Börse

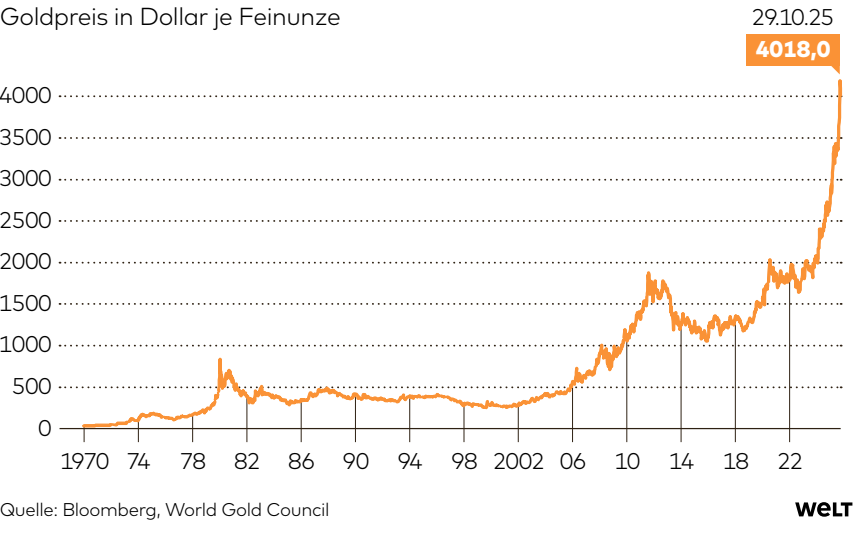
Eine Grafik, die angeblich das Datum künftiger Börsenpaniken oder auch Aufschwünge prophezeit, hat es zur Berühmtheit gebracht. Doch was lässt sich wirklich daraus ablesen? WELT hat sie genau analysiert

Zeiten, in denen man Geld machen kann

Der Graph, der dem Agronom Samuel Benner zugeschrieben wird, sagt angeblich Marktzyklen auf Jahrzehnte voraus



Edelmetallpreis stagnierte mehr als zwei Jahrzehnte



Geldwertstabilität und wachsender Vermögenskonzentration irgendwann eine Systembereinigung erzwingt. Nimmt man die prophetische Grafik als Maßstab, könnte eine solche Bereinigung 2035 anstehen. Anleger sollten die Vorhersagekraft der Grafik aus den Sozialen Medien dennoch nicht überschätzen. Schließlich sagten die Dreieckspitzen auch für die Jahre 1999 und 2019 eine große Bereinigung voraus. Indes war 1999 für die Wall Street ein gutes Jahr (der Leitindex S&P500 stieg unterjährig um 20 Prozent) und auch 2019 lässt sich keine Panik dingfest machen (der S&P500 verzeichnete ein Plus von 29 Prozent).

Dagegen führt Gelen an, dass die vorhergesagten Krisenjahre – 1927, 1945, 1965, 1981, 1999 und 2019 – tatsächliche

Marktumbrüche allesamt nur um „ein bis zwei Jahre“ verpasst hätten. Er verweist auf den Crash von 1929, den Start der Großen Depression, die Neuordnung des Weltsystems nach 1945, die Stagflationsphase der 1970er, den „Inflationsbruch“ von 1981/82, das Platzen der Dotcom-Blase im Jahr 2000 und die globale Liquiditätskrise 2020. „Diese zeitliche Nähe unterstreicht, dass Finanzmärkte eine tiefe rhythmische Struktur besitzen“, ist der Geldprofi überzeugt.

Andere Finanzexperten sind da weniger milde in ihrem Urteil. Guido Lingnau ist Vermögensverwalter in Berlin und hat sich aus anderer Perspektive mit Wellen beschäftigt, aus der Perspektive der Demografie. Zu „demografischen Superzyklen“ kommt es seiner Meinung nach

deshalb, weil starke Generationen nacheinander in unterschiedliche Lebensphasen eintreten – zuerst konsumieren, dann investieren, später ernten. Die demografischen Superzyklen bringen Auf- und Abschwünge auch an der Börse hervor. „In diesen Übergängen der Generationen entstehen Innovation, Disruption und letztlich auch die großen wirtschaftlichen und finanziellen Zyklen.“ Doch hier endet die Zustimmung.

Zum einen ist die Wellen-Bewegung nach Einschätzung Lingnaus länderabhängig, zum anderen hält er feste zeitliche Abfolgen wie in dem Meme in der Realität für wenig wahrscheinlich. „Gesellschaften verändern sich nicht nach Uhrwerk, sondern nach dem Tempo ihrer Generationen.“ Daher würden die Zyklen eher in der Länge variieren und keinem festen Muster folgen. Auch Hans-Jörg Naumer, Ökonom und Kapitalmarktexperte bei Allianz Global Investors, hat sich mit Jahrzehnte übergreifenden Wellen beschäftigt, mit sogenannten Kondratieff-Zyklen. Sie werden von Erfindungen wie Dampfmaschine, Eisenbahn, Telefon, Internet, grüne Energien angetrieben. „Kondratieff-Wellen beschreiben zwar lange Wellen der Entwicklung, aber die Basisinnovationen sind dabei ebenso unterschiedlich wie die Länge oder der Auslöser für deren Zusammenbruch“, findet Naumer. Dass es auch an den Börsen Großzyklen gibt und dass diese sich auch noch wiederholen (wie das Internet-Meme nahelegt), sieht der Kapitalmarktexperte skeptisch: „Als Anleger würde ich mich auf diese Art vermeintliche Mustererkennung keinesfalls einlassen“, warnt Naumer.

Der Erfolg des Internet-Memes halten die Experten für dennoch aufschlussreich, schlägt hier doch möglicherweise das menschliche Bedürfnis nieder, komplizierte Sachverhalte zu vereinfachen, einfache Muster in einer komplizierten Welt zu finden. „Die Grafik geht offenbar auf Arbeiten von Samuel Benner aus dem Jahr 1875 zurück“, sagt Vermögensverwalter Guido Lingnau. Benner, ursprünglich wohl Farmer in Ohio, ehe er den nach ihm benannten Zyklus niederschrieb, habe damit ungefähr zur gleichen Zeit gewirkt wie Karl Marx. „Beide gingen davon aus, dass wirtschaftliche Entwicklungen nicht zufällig verlaufen, sondern bestimmten Rhythmen oder Gesetzmäßigkeiten folgen.“

Diese Vorstellung, dass die Historie sich gesetzmäßig entfaltet, wurde später von dem liberalen Philosophen Karl Popper in seinem Buch „Das Elend des Historizismus“ scharf angegriffen und letztlich widerlegt. Darauf hebt auch Naumer ab. „Wie wir von Popper lernen können, gibt es keine zwangsläufig vorhersehbare Entwicklung.“ Das gelte auch für die Börse: „Es wird aus Gründen der Vereinfachung versucht, ein Muster zuerkennen, wo kein Muster vorliegt“, sagt der Ökonom. Ähnlich ungnädig fällt das Urteil von Andreas Beck aus. Der Gründer des Instituts für Vermögensaufbau (IVA) und Autor der Bestsellers „Erfolgreich wissenschaftlich investieren“ formuliert es deutlich: „Manche lesen Horoskope, andere suchen das Todeskreuz in Chartverläufen von Aktien und wieder andere erkennen Muster in Jahreszeiten. Alles eine Art ‚Globuli‘ für naive Anleger.“

Er spielt damit auf homöopathische Präparate an, an deren Wirkung viele glauben, die aber medizinisch noch nie nachgewiesen werden konnten. Der Börsen-Logiker geht in seiner Kritik noch weiter: „Wenn man genug historische Daten hat, finden sich dort je nach Auswertungsmethode die unterschiedlichsten Muster. Leider sind sie sinnlos, da die Entwicklung der Wirtschaft vor allem durch Innovationen und politische Umbrüche bestimmt werden.“ Bei beiden seien die Erfolgsaussichten bei Prognosen nicht nur schlecht, sondern Null.

Dass das Internet-Meme keine Punktprognosen liefert, räumt auch Ortay Gelen ein: „Diese Zyklen sind keine präzisen Uhren, sondern Dehnungsprozesse, deren Länge und Intensität durch Politik, Technologie und Demografie beeinflusst werden.“ Für die Vermögensverwaltung bedeute das, dass sich die Grafik der langfristigen Zyklen nicht als Prognoseinstrument eignet. Gleichzeitig könnten die Zacken als Orientierungsrahmen dienen. Wie gerade erst die Marktstrategen von Deutsche Bank Research nachgewiesen haben, sind Über- und Unterbewertungen von einiger Tragweite für die Renditerwartung.

Daran, findet Gelen, könnte auch ein Internet-Meme erinnern: „Wer Kapital intergenerational verwaltet, muss diese strukturellen Bewegungen verstehen, um in Phasen überhöhter Bewertungen vorsichtig zu sein und in Zeiten von Angst und Illiquidität antizyklisch zu investieren.“ Die größten Anlagechancen würden sich eben nicht in Zeiten des Booms ergeben, sondern im Moment des Übergangs – wenn die Angst der Mehrheit die Chancen der Geduldischen schafft. Insofern schärfen Benners Zacken vielleicht Sinn und Verstand und können Anlegern helfen, bessere Strategien zu entwickeln.

Veröffentlichung der Anteilspreise von Qualitätsfonds – mitgeteilt von Infront Financial Technology GmbH

06.11.25 Währung ISIN Rückn. 3J. Perf.

Nachhaltigkeits-Fonds (ESG)



Tel.: 069 / 7147-652 www.deka.de			
DBA ausgewogen*	€	DE000DK2CFR7	137,61 +25,26
DBA dynamisch*	€	DE000A2DJJV1	129,28 +30,60
DBA konservativ*	€	DE000DK2CFP1	110,73 +17,56
DBA moderat*	€	DE000DK2CFQ9	123,00 +20,29
DBA offensiv*	€	DE000DK2CFT3	269,39 +35,92
Deka-ESG Akt CF*	€	LU0703710904	323,88 +43,43
Deka-ESG Rent CF A*	€	LU0703711035	125,53 +18,88
Deka-ESG Strlinv CF*	€	DE000DK2EAD4	155,35 +28,76
Deka-ESG Strlinv TF*	€	DE000DK2EAE2	147,64 +26,01
Deka-ManSelfPersp*	€	DE000DK1CJ59	119,96 +24,97
Deka-Nach.E.St CF A*	€	LU2206794112	105,34 +15,25
ESG Global Champ CF*	€	DE000DK0V654	179,57 +69,93
ESG SeAkRed CF*	€	DE000DK0V7B5	91,26 +21,22
Naspa-Ak.Gb NachCF*	€	DE0009771956	94,90 +20,44
Naspa-PS Chance*	€	LU0104457105	74,12 +38,32
Naspa-PS ChancePlus*	€	LU0202181771	147,41 +35,98
Naspa-PS Ertrag*	€	LU0104455588	47,99 +23,12
Naspa-PS Wachst.*	€	LU0104456800	49,07 +31,59
Persp Dynamisch CF*	€	DE000DK0V6U7	113,35 +42,97
Persp Mlt Asset CF*	€	DE000DK0V5F0	114,20 +25,41
Persp Mlt Asset TF*	€	DE000DK0V5G8	111,19 +23,41

Metzler Asset Management GmbH

RWS-Aktienfonds*	€	DE0009763300	116,10 +31,59
------------------	---	--------------	---------------

ODDO BHF Asset Management

Exk:PolarisBal DRw	€	LU0319574272	92,51 +22,43
Exk:PalsDyn DRw*	€	LU0319577374	109,89 +19,40
Polaris Flexi DRw	€	LU0319572730	93,60 +16,20
Polaris Mod DRw*	€	DE000A0D95Q0	77,74 +17,24



ÖkoVision Classic	€	LU0061928585	226,53 +12,82
Klima	€	LU0301152442	112,36 +10,36
Water For Life C	€	LU0332822492	210,23 +8,97
Öko Rock'n'Roll	€	LU0380798750	164,46 +11,50



Tel.: 069 58998-6060
www.union-investment.de

PrivatFonds: Nachh*	€	LU1900195949	57,82 +22,42
UniESG Aktien D nA*	€	DE000A2QFXN4	111,70 +48,58
UniESG Aktien DeuA*	€	DE0009750117	291,09 +50,26
UniESG Aktien EuA*	€	LU0009707612	75,57 +33,26
UniESG Aktien Glo*	€	DE000A0M80G4	185,32 +42,42
UniESG Aktien Glo n*	€	DE000A2M7V22	165,72 +40,93
UniESG AktienEnet*	€	LU0096427496	62,94 +31,87
UniRak Kons.ESG A*	€	LU1572731245	110,86 +16,50
UniRak Nachh.K-net-*	€	LU1572731591	109,04 +15,28
UniRak Nachh.A.net*	€	LU0718558728	98,57 +23,83
UniRak NachhaltigA*	€	LU0718558488	102,89 +25,13

UniZukunft Klima A*	€	DE000A2QFXR5	49,77 +25,30
UniZukunft Kli-neA*	€	DE000A2QFXS3	50,31 +23,95

Creutz & Partners – The Art of Asset Mgmt.

C&P Funds ClassiX*	€	LU0113798341	101,67 +35,59
C&P Funds DetoX*	€	LU2677653326	56,65 -
C&P Funds QuantiX*	€	LU0357633683	189,40 +30,83

Commerz Real

hausInvest	€	DE0009807016	43,85 +6,81
------------	---	--------------	-------------

DAVIS FUNDS SICAV

Global A*	\$	LU0067889476	68,35 +90,78
Value Fund A*	\$	LU0067888072	102,97 +80,50



Tel.: 069 / 7147-652 www.deka.de

AriDeka CF*	€	DE0008474511	97,41 +38,06
BasisStrat Flex CF*	€	DE000DK2EAR4	128,67 +25,20
BerolinaRent Deka*	€	DE0008480799	40,54 +20,16
BW Zielfonds 2025*	€	DE000DK0ECP8	41,12 +7,49
BW Zielfonds 2030*	€	DE000DK0ECQ6	54,76 +13,16
Deka-ESG Div RhEd*	€	DE000DK0EFP8	111,18 +33,96
Deka-ESG ReRheinEd*	€	DE0008480666	29,68 +16,73
Deka-Europ.Bal. CF*	€	DE0005896872	55,83 +9,67
Deka-Europ.Bal. TF*	€	DE000DK1CHH6	110,11 +9,17
Deka-Europa Akt Str*	€	DE0008479247	96,75 +37,70
DekaFonds CF*	€	DE0008474503	150,38 +54,30
Deka-Global Bal CF*	€	DE000DK2J8N2	107,78 +10,23
Deka-Global Bal TF*	€	DE000DK2J8P7	104,92 +9,07
Deka-MegaTrends CF*	€	DE0005152706	168,57 +47,17
Deka-Na.Div Str CF*	€	DE000DK0V5Z1	145,36 +32,08
Deka-Sachwer. CF*	€	DE000DK0EC83	111,38 +7,24
Deka-Sachwer. TF*	€	DE000DK0EC91	107,68 +6,12
DekaSpezial CF*	€	DE0008474669	726,82 +57,13
DekaTresor*	€	DE0008474750	85,46 +12,39
Div.Strateg.CF A*	€	DE000DK2CDS0	219,50 +31,35
Div.StrategieEur CF*	€	DE000DK2J6T3	120,93 +44,82
ESG SeAkRed TF*	€	DE0009771907	45,64 +18,65
Euro Potential CF*	€	DE0009786277	160,64 +17,45
EuropaBond CF*	€	DE000DK091G0	90,96 +9,97
EuropaBond TF*	€	DE0009771980	33,04 +8,38
Frankf.Sparinvest*	€	DE0008480732	195,91 +54,02
GlobalChampions CF*	€	DE000DK0ECU8	411,31 +74,42
GlobalChampions TF*	€	DE000DK0ECV6	364,52 +70,74
Mainfr. Strategiek*	€	DE000DK2CE40	202,14 +25,77
Mainfr. Wertk ausg*	€	DE000DK1CHU9	100,31 +12,37
Multi Asset In.CFA*	€	DE000DK2J6A2	85,82 +22,03
Multirent-Invest*	€	DE0008479213	32,35 +28,42
Multizins-INVEST*	€	DE0009786061	24,43 +15,48
Naspa-Fonds*	€	DE0008480807	39,80 +21,37
RenditDeka*	€	DE0008474537	22,47 +14,65
RenditDeka TF*	€	DE000DK2D6G9	28,99 +14,16
RentenStratGl TF*	€	DE000DK2J6G9	79,52 +14,27
RentenStratGlob CF*	€	DE000DK2J6P1	80,20 +15,59
Technologie CF*	€	DE0005152623	113,28 +129,45
UmweltInvest CF*	€	DE000DK0EC52	227,40 +22,38
UmweltInvest TF*	€	DE000DK0EC70	199,02 +19,75
Weltzins-Invest P*	€	DE000A1CXMY9	18,96 +11,47

Deka International (Lux)

1822 Str.Cha.Pl.*	€	LU0151488458	160,13 +30,21
1822 Str.Chance*	€	LU0151488029	109,02 +30,80
1822 Str.Ert.Pl.*	€	LU0151486320	48,73 +22,07
1822 Str.Wachstum*	€	LU0151487302	58,44 +29,35
Berol.Ca.Chance*	€	LU0096429435	74,59 +26,60
Berol.Ca.Premium*	€	LU0096429609	98,65 +34,20

Berol.Ca.Sicherh.*	€	LU0096428973	43,32 +20,81
Berol.Ca.Wachst.*	€	LU0096429351	43,22 +27,54
DekaEuAktSpezAV*	€	LU1508335152	173,47 +48,49
DekaEuAktSpezCF(A)*	€	LU0835598458	244,47 +48,53
Deka-FlexZins CF*	€	LU0249486092	100,6 +13,89
Deka-FlexZins PB*	€	LU0475811682	1014 +13,93
Deka-FlexZins TF*	€	LU0268059614	100,6 +13,70
DekaGlobAktLRCF(A)*	€	LU0851806900	254,21 +17,85
Deka-Indust 4.0 CF*	€	LU1508335950	249,14 +69,40
Deka-Indust 4.0 TF*	€	LU1508360002	233,81 +65,78
Deka-Lifestyle CF*	€	LU2929365836	93,20 -
Köln Str.Chance*	€	LU0101437480	79,29 +31,27
Köln Str.Ertrag*	€	LU0101436672	44,93 +22,76
Köln Str.Wachstum*	€	LU0101437217	46,35 +29,45
KölnStr.Chance+*	€	LU0117172097	69,17 +31,32
UnterStrat Eu CF*	€	LU1876154029	187,01 +21,99

Deka-Vermögensmanagement GmbH

Deka-BaAZSt off 25*	€	DE000DK0LP59	121,83 +25,41
Deka-PfSel ausgew*	€	DE000A2N44B5	122,76 +31,54
Deka-PfSel dynam*	€	DE000A2N44D1	143,68 +36,37
Deka-PfSel moderat*	€	DE000A2N44C3	106,91 +23,49
DekaStruk.5Chance*	€	DE000DK1CJP5	225,64 +33,82
DekaStruk.5Chance+*	€	DE000DK1CJG3	359,33 +34,93
DekaStruk.5Ertrag+*	€	DE000DK1CJM2	102,78 +23,66
DekaStruk.5Wachst.*	€	DE000DK1CJN0	114,60 +31,33
Hamb Stiftung D*	€	DE000DK0LJ38	990,95 +17,24
Hamb Stiftung I*	€	DE000A0VCCK34	894,30 +17,15
Hamb Stiftung P*	€	DE000A0VCCK42	87,62 +16,02
Hamb Stiftung T*	€	DE000A0VCCK26	119,39 +15,97
Hospa TrendKonz P*	€	LU0382196771	88,15 +9,00
Hospa TrendKonz V*	€	LU1709333384	95,16 +10,23
LBBW Bal. CR 20*	€	LU0097716666	46,00 +14,88
LBBW Bal. CR 40*	€	LU0097712045	54,70 +18,70
LBBW Bal. CR 75*	€	LU0097712474	74,94 +26,72

Priv BaPrem Chance*	€	DE0005320022	197,10 +40,56
Priv BaPrem Ertrag*	€	DE0005320030	47,91 +11,91

DWS

Offene Immobilienfonds			
grundb. europa IC:	€	DE000A0NDW81	36,81 -3,13
grundb. europa RC:	€	DE0009807008	36,76 -4,26
grundb. Fok Deu RC:	€	DE0009807081	51,25 -0,76
grundb. Fokus D IC:	€	DE0009807099	51,67 +0,50
grundb. global IC:	€	DE000A0NC195	47,06 -5,41
grundb. global RC:	€	DE0009807057	46,42 -6,67

Gutmann Kapitalanlage

Arete PRI VAL Grow	€	AT0000803689	143,76 +11,04
Arete PRI VAL Inco	€	AT0000973029	129,36 +6,92



www.hal-privatbank.com

ERBA Invest OP	€	LU0327349527	36,10 +33,19
HAL Europ SmCap Eq*	€	LU0100177426	173,23 +39,95



www.hwb-fonds.eu | info@hwb-fonds.com
Tel +49 651 1704 301 | +352 48 30 48 30

HWB Alex.Str.Pf R*	€	LU0322055855	91,60 +32,44
HWB Alex.Str.Pf V*	€	LU0322055426	91,62 +32,43
HWB Europe Pf*	€	LU0119626884	5,03 +32,54
HWB Inter.Pf*	€	LU0119626454	5,19 +28,61

HWB Pf. Plus R*	€	LU0277940762	125,41 +39,82
HWB Pf. Plus V*	€	LU0173899633	125,24 +39,61
HWB Vict.Str.Pf. R*	€	LU0277941570	1459 +28,65
HWB Vict.Str.Pf. V*	€	LU0141062942	1460 +28,69
HWB Wdelan + R*	€	LU0277940929	56,83 +29,25
HWB Wdelan + V*	€	LU0254656522	57,22 +29,28

IPConcept (Luxembourg) S.A.

ME Fonds PERGAMONF	€	LU0179077945	954,52 +26,41
ME Fonds Special V	€	LU0150613833	3444 +18,54

LRI Invest S.A.

ALTIS Bal Value*	€	LU0142612901	116,53 +37,23
ALTIS Global Res*	€	LU0188358195	172,58 +2,59
NW Global Strategy*	€	LU0303171777	140,74 +58,49



www.meag.com privatenleger@meag.com

AktienSelect A*	€	DE0001619997	173,09 +43,08
Dividende A*	€	DE000A1W18W8	74,24 +48,52
ERGO Vermög Ausgew*	€	DE000A2ARYT8	61,85 +29,04
ERGO Vermög Flexi*	€	DE000A2ARYP6	65,59 +32,30
ERGO Vermög Robust*	€	DE000A2ARYR2	52,30 +20,85
EuroBalance*	€	DE0009757450	73,61 +42,14
EuroErtrag*	€	DE0009757450	69,94 +21,98
EuroFlex*	€	DE0009757484	43,01 +11,99
EuroInvest A*	€	DE0009754333	128,19 +66,25
EuroKapital*	€	DE0009757468	65,91 +47,66
EuroRent A*	€	DE0009757443	28,14 +14,18
GlobalAktien*	€	DE000A2PPJ28	75,44 +86,32
GlobalBalance DF*	€	DE0009782763	81,70 +28,59
GlobalChance DF*	€	DE0009782789	96,79 +40,07
Prolinvest*	€	DE0009754119	293,53 +75,95
ReturnSelect A*	€	DE000A0RFJ25	56,82 +21,09
VermAnlage Komfort*	€	DE000A1JJJP7	66,81 +24,80
VermAnlage Ret A*	€	DE000A1JJJR3	84,41 +34,20

Metzler Asset Management GmbH

RWS-DYNAMIK A*	€	DE0009763334	42,53 +30,66
RWS-ERTRAG A*	€	DE0009763375	16,59 +14,92

ODDO BHF Asset Management

Basis-Fonds I Nach*	€	DE0008478090	151,29 +10,93
Substanz-Fonds*	€	DE000A0NEBG7	1449 +28,95
Vermögens-Fonds*	€	DE000A0MEYJ6	917,27 +25,43



Tel.: 069 58998-6060
www.union-investment.de

PrivFdKontr.*	€	DE000A0RPAMS	140,01 +24,21
PrivFdKontr.pro*	€	DE000A0RPAN3	200,24 +35,09
Uni21.Jahrh.-net-*	€	DE0009757872	58,75 +44,84
UniDeutschl. XS*	€	DE0009750497	165,79 +19,69
UniEuroAktien*	€	DE0009757740	109,21 +45,63
UniEuropa-net-*	€	DE0009750232	104,51 +38,94
UniEuroRenta*	€	DE0008491069	60,75 +8,84
UniEuroRentatHigh Y*	€	DE0009757831	34,43 +30,96
UniFav.Akt.-net-*	€	DE0008007519	177,30 +51,42
Unifavorit: Aktien*	€	DE0008477076	284,24 +53,02
UniFonds*	€	DE0008491002	76,55 +60,98
UniFonds-net-*	€	DE0009750208	111,99 +59,32
UniGlobal*	€	DE0008491051	466,46 +50,95
UniGlobal-net-*	€	DE0009750273	277,5

Urlaub für alle

Generationsübergreifende Reisen liegen im Trend. Von der Oma bis zum Enkel können alle davon profitieren, sofern Planung und Kommunikation stimmen

Ex-Beatle Paul McCartney gilt als Familienmensch und lebt dies auch im Urlaub. Im Sommer machte der 83-Jährige Schlagzeilen, weil er auf der Yacht „Sherakhan“ – 13 Kabinen, 19 Crewmitglieder – vor der italienischen Amalfiküste gesichtet wurde. Oder besser gesagt vor dem Schiff im Meer planschend, unterstützt von zwei bunten Poolnudeln. Mit in die Ferien gekommen waren Ehefrau Nancy Shevell (65), Sohn und Musiker James (48), Tochter und Designerin Stella (54) sowie mehrere Kindeskin der XXL-Familie McCartney.

SILVIA STAMMER

Nicht jeder Großvater kann eine 60 Meter lange Luxus-Yacht für rund 600.000 Euro pro Woche mieten. Aber auch in der breiten Bevölkerung erfreuen sich Reisen über mehrere Generationen hinweg zunehmender Beliebtheit. Ob „Multi-Gen“ (mit allen) oder „Skip-Gen“ (ohne die jungen Eltern, also Oma/Opa mit Enkeln): Warum sind Mehrgenerationen-Reisen so angesagt? Welche Urlaubsarten bieten sich an? Und was gilt es zu beachten?

Den Trend zum Reisen im erweiterten Familienkreis belegen Umfragen, insbesondere seit der Corona-Zeit. So gaben in der internationalen Hilton-Studie von 2021 rund 54 Prozent der Deutschen an, entsprechende Pläne zu haben. Bei den jungen Erwachsenen zwischen 18 und 34 Jahren waren es sogar 60 Prozent, die mit Geschwistern, Großeltern und Cousins unterwegs sein wollen. Hintergrund sei der Nachholbedarf am Reisen generell und der Wunsch, Zeit mit seinen Liebsten zu verbringen, so die Erklärung von David Kelly, Hilton Senior Vice Präsident für Kontinentaleuropa. Da böte es sich an, beides zu kombinieren.

Laut einer 2025 veröffentlichten Umfrage der Family Travel Association (FTA) mit dem Tisch Center for Hospitality NYU und der Edinburgh Napier University buchen bereits 55 Prozent der amerikanischen Familien Mehrgenerationen-Reisen. Lynn Minnaert, Co-Autorin der Studie, zeigte sich in diesem Zusammenhang verwundert, dass die Reisebranche diesem Phänomen nicht genügend Aufmerksamkeit

schenke: „Es ist immer noch schwierig, Zimmer mit Verbindungstür und Flüge für Gruppen zu buchen.“

Bei deutschen Veranstaltern ist dies oft möglich – ob die Kapazitäten der Nachfrage gerecht werden, ist jedoch eine andere Frage. Fakt ist: Innerhalb des Familiensegments sei der Trend zur Mehrgenerationen-Reise – vor allem in den Ferienzeiten – definitiv erkennbar, bestätigen Dertour, TUI, Anex Tour, Alltours und Schauinsland Reisen. Auch „Skip Gen“ gewinnt laut TUI-Produktchef Steffen Bohnke an Bedeutung, „denn die heutige Generation der Großeltern ist sehr reiseaffin“. Zudem sei sie sportlich aktiv und kulturell interessiert, so Alltours-Sprecher Jens Völmicke.

Neben der finanziell guten Ausstattung der Boomer sieht Sabine Walper, Direktorin des Deutschen Jugendinstituts (DJI) in München, dafür einen wesentlichen Grund: „Die Beziehungen zwischen den Generationen werden immer besser, enger und vertrauensvoller, das zeigen viele Studien.“ Die Vorteile liegen auf der Hand: Entlastung für die jungen Eltern, Intensivierung der Bindung zwischen Oma, Opa und Enkeln, mehr Aufmerksamkeit für kleinere Kinder. „Grundvoraussetzung ist, dass bei der Planung die jeweiligen Interessen, aber zum Beispiel auch die körperlichen Möglichkeiten der Älteren ausgelotet werden“, so Walper. Darauf sollte Rücksicht genommen werden, etwa wenn es um Touren bei Aufenthalt in den Bergen geht. Reden hilft – auch, was die gemeinsame Zeit betrifft: „Ein Urlaub über mehrere Generationen sollte nicht zu lange dauern, um die Toleranz nicht auszureizen.“

Zehn Tage zu siebt auf Mallorca – bei Familie Wenzel aus Hamburg klappte dies im August prima. Schon ein Jahr zuvor hatte die Planung begonnen, dabei stand Mallorca schnell als Ziel fest: „Bei guter Erreichbarkeit, Sicherheit, Sonnengarantie und dem schönen Städtchen Artà, das wir schon kannten, waren sich alle einig“, sagt Laura Wenzel (36), Dozentin für Sozialpädagogik. Sie, ihr Partner sowie Schwester, Schwager und die Großeltern sind schon öfter miteinander gereist. Zwar habe sich die Idee, dass die dreijährige Tochter Fritzi mit den Kindern im Ort spiele, nicht erfüllt.

Aber insgesamt seien alle zufrieden mit Strandausflügen, gemeinsamen Spielen oder individuellen Wander-Touren gewesen. Es war allerdings nicht so einfach, eine bezahlbare Unterkunft zu finden, die rundherum gefiel. Über AirBnB buchte die Familie schließlich ein geräumiges Haus mit fünf Schlafzimmern, zwei Badezimmern und zwei Toiletten in Artàs Altstadt.

Für Gruppen dieser Größe sind Ferienhäuser meist die naheliegende Wahl. In Hotels sind oft nur zwei Doppelzimmer mit Verbindungstür möglich. Zimmer mit zwei Verbindungstüren seien sehr selten, da sie von den Gästen nicht als attraktiv empfunden würden, heißt es bei Alltours, wo jedoch ebenso wie etwa bei Dertour die Hotelpartner nach drei nebeneinanderliegenden Doppelzimmern gefragt werden können.

Bei Anex Tour (dazu gehören auch Öger Tours, Neckermann Reisen) sind einige Dreier-Doppelzimmer-Kombinationen im Programm. Gefragt seien Familiensuiten mit mehreren Zimmern inklusive Wohnbereich, so Sprecherin Kathrin Rüter-Pantzke. Bei Schauinsland Reisen werden Apartments mit drei oder mehr Einheiten nebeneinander angeboten. Man habe den Mehrgenerationentrend schon länger im Visier und setze dabei auf Hotels, die sowohl Familienbereich mit Animation und Kinderclubs („Kattas Welt“) böten als auch Adults-Only-Zonen für ruhebedürftige Großeltern.

Vor allem höherpreisige Resorts zum Beispiel in Griechenland oder der Türkei bieten inzwischen größere Bungalows an, in denen sich mehrere Parteien einer Familie wohlfühlen können. Vorteil: Animation und Aktivitäten der Anlage können genutzt werden, die Privatsphäre bleibt trotzdem gewahrt. Opa spielt Tennis, Oma schwimmt, junge Eltern nutzen das Yoga- und Fitness-Angebot, der Nachwuchs tobt sich mit anderen Kids aus und danach treffen sich alle zum Essen – so oder ähnlich kann der Ferientag aussehen.

Ideal für „Multi-Gen“ oder „Skip Gen“ ist ein Klassiker: Ferien auf dem Bauernhof. Über landreise.de lassen sich gezielt Ziele unter dem Motto „Urlaub mit Oma und Opa“ ansteuern. Meist sind es Höfe mit gehobenem Standard („LandSelecti-

on“) wie der Esterer Hof am Chiemsee. Im Feintuning lassen sich jede Menge Interessen skalieren, wie Stallbesuch und Ponyreiten für die Enkel, Angel- und Jagdmöglichkeit oder Radtouren für die fitten Großeltern. Wer als Gruppe sucht, findet unter landsichten.de Ziele wie den Gutshof Schulze Althoff im Münsterland. Er wird von drei Generationen geführt. Gelebte Familie – auch das ist neben Naturnähe und Nachhaltigkeit ein schönes Argument für Mehrgenerationen-Urlaub auf dem Land.

Es lässt sich beim jungen Gemüse keine Begeisterung mehr für den Streichelzoo wecken? Teenies lassen sich von den Großeltern gerne auf einen City-Trip einladen. Auch hier gilt: Nicht zu lang, nicht zu weit weg, und der Mix aus Sightseeing, Shopping und Unterhaltung sollte vorher besprochen werden. Neben dem Bestseller London sind Wien, Kopenhagen, Amsterdam oder Hamburg bestens geeignete Ziele, heißt es bei den Experten von Dertour und Ameropa. „Alle bieten ein abwechslungsreiches Programm für Jung und Alt: spannende Museen und Kulturangebote, grüne Oasen für entspannte Pausen sowie ein breites Spektrum an Freizeitmöglichkeiten“, sagt Luisa Röhlke vom Bahnreiseveranstalter Ameropa. In dessen Kombipaketen aus Zug und Hotel sind oft auch Nahverkehrstickets oder Ermäßigungen für Sehenswürdigkeiten enthalten. Bei der Planung empfiehlt sich ein Hotel in Zentrumsnähe, aber nicht direkt an der Hauptstraße (die Älteren möchten nachts ein Auge zu tun); in Wien oder Kopenhagen gibt es Familienhotels, die jeweils fußläufig zu Prater oder Tivoli liegen. „Paris – vom Eiffelturm über eine Bootsfahrt auf der Seine bis hin zum Disneyland Paris – und Berlin mit dem Legoland Discovery Center, den Berliner Unterwelten, dem Mauerpark und einer Bootsfahrt auf der Spree sind ebenfalls spannende Mehrgenerationenziele“, sagt Dino Steinkamp, Director Städtereisen und Themenparks bei Dertour.

Wer mit dem Zug fährt, kann sich unterwegs schon entspannt austauschen. Auf einem Kreuzfahrtschiff ist bereits der Weg das Ziel. Die Pluspunkte dieser beliebten Reiseart (2024 machten laut Deutschem Reiseverband DRV mehr als drei Millionen Deutsche eine Hochseerkreuzfahrt) sind auch für größere Fami-

Tipps und Informationen

Ferienhäuser bieten Portale wie casamundo.de (weltweit, großes Angebot für Europa) oder vipio.com: Unterkünfte für Gruppen ab acht Personen, auch ausgefallene Quartiere wie eine alte Mühle oder eine ehemalige Kirche, mit Sauna oder Kino. Für die Balearen hat fincallorca.de passende Häuser. **Bauernhofurlaub** über landreise.de, landsichten.de oder bauernhofurlaub.de.

Familienunterkünfte in Hotels sind zum Beispiel „TUI Time To Smile de Ole School“ an der Howachter Bucht, Loft für bis zu zehn Personen mit Kamin, Sauna und Dachterrasse. Oder „Amirandes A Grecotel Resort To Live“, Villen bis zu sechs Personen auf Kreta (Dertour). Oder das „Susesi Hotel“ im türkischen Belek mit zwei Schlafzimmern, einem Wohn- und einem Dachzimmer für bis zu sechs Personen (Anex Tour). **Städtereisen** etwa nach Amsterdam inklusive Hotel und Zugtickets mit bahnhit.de (kostenfreie Kindermitnahme bis 14 Jahre möglich). Für Wien bietet sich das „family package“ mit Unterkunft im „Austria Classic Hotel“ und Vienna City Card an (classic-hotel-wien.at). In Hamburg hat amero-pa.de das „JUFA Hotel Hamburg HafenCity“ inklusive Hamburg Card und Musical-Angeboten plus DB-Anreise im Programm. **Familienkreuzfahrten** über aida.de, meinschiff.com, msccruises.de. **Fernreisen** zum Beispiel ins „Lopesan Costa Bavaró Resort“ in der Dominikanischen Republik mit schauinsland-reisen.de; familienfreundliche Safaris bieten u.a. safarifrank.de oder evaneos.de

lien interessant: Jede Altersklasse sucht sich an Bord das aus, was gefällt. Familienkabinen mit Verbindungstür gestatten Großeltern und Enkel Nähe bei getrennten Zonen – bis fünf Personen bei Aida Cruises (etwa auf „Aida Nova“ und „Aida Cosma“) und bis sechs Personen bei TUI Cruises. Bei „Mein Schiff 3“ bis „Mein Schiff 6“ lassen sich zwei oder drei nebeneinanderliegende Kombi-Balkonkabinen buchen. Dies ermöglichte „echte Ferienhaus-Atmosphäre“, sagt Sprecherin Sabine Lücke, die Balkone können miteinander verbunden werden.

Bleibt die Frage nach der Route: Hier punkten Fahrten durchs westliche Mittelmeer mit etwa sieben Tagen Dauer, meist wenig Seegang und der Abwechslung zwischen Stadt, Kultur und Erholung (zum Beispiel ab/bis Mallorca mit Rom und Barcelona). Auch preislich winken Vorteile: Aida Cruises bietet nicht nur Kindern bis 15 Jahren, sondern auch Jugendlichen zwischen 16 und 24 Jahren Ermäßigung. Neu bei MSC Cruises ist der Family-Comfort-Tarif: Dabei können Passagiere zwei Kabinen – auch mit Verbindungstür – buchen und die zweite Person bekommt 30 Prozent Rabatt. Der Erwachsene in der Kabine muss dabei nicht Elternteil sein, möglich sind also auch Oma oder Opa mit Enkel. Für letztere gelten übrigens auch „Single Parent“-Tarife für Alleinreisende mit Kindern.

Was den Radius von Mehrgenerationen-Reisen zu Lande betrifft, sind wegen des Preis-Leistungs-Verhältnisses die Türkei oder Ägypten beliebt, rät Georg Wesch von Schauinsland Reisen. Auf der Fernstrecke locken Thailand oder die Karibik XXL-Familien mit Exotik und All-inclusive-Konzepten. Wer Abenteuer für alle sucht und ein größeres Budget hat, fliegt nach Tansania, Kenia, Namibia oder Südafrika, um Leoparden oder Elefanten in der Natur zu beobachten. Spezialanbieter wie Safari Frank melden eine verstärkte Nachfrage nach generationsübergreifenden Safaris: „Während die Kinder in der Buschschule sind und die Eltern eine geführte Wanderung unternehmen, genießen die Großeltern die Annehmlichkeiten der Lodge“.

Wer weiß, vielleicht zeigen die nächsten Urlaubsbilder von Paul McCartney den Ex-Beatle samt seiner Familienschar auf Löwenpirsch.

GETTY IMAGES/KLAUS VEDFELT; BERTOLD FABRICIUS/WELT; PICTURE ALLIANCE/BISSA USA/IMAGINECHINA; PICTURE ALLIANCE/DPATN/TUI CRUISES; GETTY IMAGES/WOMENT RF/MARYNA TERLETSKA; GETTY IMAGES/MASROT

REISEEMPFEHLUNG

KREUZFAHRT

Vom Amazonas bis Tahiti, von Sydney bis Kapstadt: AIDAsol bringt Sie zu den schönsten Orten der Erde. Eine Weltreise, die Horizonte öffnet und Erinnerungen fürs Leben schafft. In 126 Tagen verbindet sie Kultur, Natur und Komfort zu einem einmaligen Erlebnis rund um den Globus.



Hier scannen und mehr erfahren:

Einmal im Leben um die Welt reisen — diesen Traum erfüllt die AIDA Weltreise 2026. Wenn AIDAsol am 18. Oktober von Hamburg aus in Richtung Horizont aufbricht, beginnt eine Reise, die in Erinnerung bleibt: 126 Tage, vier Kontinente, 20 Länder und 43 Häfen. Eine Route, die zeigt, wie vielfältig und faszinierend unser Planet ist — und wie komfortabel sich Entdecken anfühlen kann. An Bord begegnen sich Menschen, die eines verbindet: die Sehnsucht nach Weite und der Wunsch, mehr von der Welt zu sehen. Die Reise führt zu legendären Metropolen und entlegenen Paradiesen, verbindet kulturelle Begegnungen mit Momenten der Ruhe und Zeit für sich selbst. Für viele ist sie eine wohlverdiente Auszeit, ein Sabbatical oder der lang ersehnte Neustart. Für alle ist sie eine Einladung, die Welt in all ihren Facetten neu zu erleben — mit AIDA als verlässlichem Begleiter.

Vom Amazonas bis Rio
Selten kommt man der Natur so nah wie auf dem Amazonas. Vier

Tage führt AIDAsol entlang des Flusses durch eines der größten Ökosysteme der Erde — vorbei an üppigem Regenwald, kleinen Dörfern und einer beeindruckenden Artenvielfalt. In Santarem und Boca de Valeria erleben die Gäste Einblicke in das Leben der Menschen am Fluss. In Rio de Janeiro erwartet sie das pulsierende Herz Südamerikas. Der Blick vom Zuckerhut, das Treiben an der Copacabana, die Herzlichkeit der Menschen — Brasilien zeigt hier seine ganze Lebensfreude. Wer möchte, entdeckt bei einem Overnight-Aufenthalt die Stadt auch am Abend, wenn Musik und Tanz die Straßen erfüllen. In Santiago de Chile treffen moderne Urbanität und Naturwunder aufeinander. Die nahen Gletscherwelten der Anden bieten spektakuläre Kontraste zur tropischen Vielfalt des Amazonas — ein Perspektivwechsel, der nur auf einer Weltreise möglich ist.

Südsee und Sydney
Ein Höhepunkt der Route sind elf Tage in der Südsee. Tahiti, Tonga, Fidschi und Aitutaki ste-

hen für das, was Reisende sich unter paradiesischer Schönheit vorstellen: türkisfarbenes Wasser, weiße Strände, duftende Blüten und eine fast greifbare Gelassenheit. Hier scheint die Zeit stillzustehen, und der Alltag rückt in weite Ferne. Zum Jahreswechsel erwartet die Gäste ein besonderer Moment: Silvester in Sydney. Das Feuerwerk über dem Hafen, das Lichtspiel auf dem Wasser und die festliche Stimmung machen diesen Abend zu einem unvergesslichen Erlebnis. Kaum irgendwo lässt sich der Beginn eines neuen Jahres eindrucksvoller feiern — zwischen Skyline und Ozean, mitten im Sommer.

Von Mauritius bis Kapstadt
Im weiteren Verlauf führt der Kurs von AIDAsol entlang der australischen Küste, durch den Indischen Ozean und weiter bis nach Port Louis auf Mauritius. Palmen, Strände und die farbenfrohe Kultur der Insel stehen hier sinnbildlich für die Leichtigkeit des Lebens auf Reisen. Später empfängt Kapstadt seine Besucher mit der markanten

Silhouette von Tafelberg und Lion's Head. Von hier aus lassen sich Ausflüge ins Hinterland unternehmen, etwa zu den Weingütern des Westkaps oder auf Safari in die südafrikanische Wildnis. An Bord begleitet die Gäste ein vertrautes Gefühl: Komfort, Sicherheit und ein Service, der keine Wünsche offenlässt. Die Crew sorgt mit Herzlichkeit und Aufmerksamkeit dafür, dass jeder Tag zu einem besonderen Erlebnis wird. Kulinarische Vielfalt, eine entspannte Atmosphäre und das Gefühl, auf See zu Hause zu sein, machen die Weltreise mit AIDA zu einem Erlebnis, das nicht nur an Ziele führt, sondern zu bleibenden Eindrücken.

Mehr als ein Urlaub
Eine Weltreise mit AIDA ist mehr als die Summe ihrer Etappen. Sie ist eine bewusste Pause vom Alltag, eine Zeit des Anhaltens und Staunens. Wer 126 Tage um die Erde reist, kehrt mit unzähligen Erlebnissen zurück — und mit der Gewissheit, dass große Träume manchmal nur eine Entscheidung entfernt sind.

Ihre Vorteile einer Weltreise mit AIDA



EINZIGARTIGE ROUTE & VIELFALT

Vier Kontinente, 20 Länder, 43 Häfen – die AIDA Weltreise 2026 vereint pulsierende Metropolen, entlegene Inseln und beeindruckende Naturerlebnisse.



UNVERGESSLICHE ERLEBNISSE

Silvester in Sydney, Safari in Südafrika oder eine Fahrt auf dem Amazonas: Jeder Tag hält neue Perspektiven bereit – ergänzt durch exklusive AIDA Events und Ausflüge.



KOMFORT & SICHERHEIT

Start und Ziel ist Hamburg. Nur einmal Koffer packen – Ihr schwimmendes Hotel reist mit. Deutschsprachiger Service, ärztliche Betreuung und perfekte Organisation bieten maximale Sicherheit.



GEMEINSCHAFT & LEBENSFREUDE

An Bord entsteht eine besondere Verbundenheit. Gäste teilen Erfahrungen, Erlebnisse und das gute Gefühl, die Welt gemeinsam zu erleben – begleitet vom AIDA Lächeln.

WELTREISE
2026

Wenn alle Träume

auf einmal wahr werden

126 Tage, 43 Häfen, 20 Länder, 4 Kontinente



Weltreise 2026
mit AIDAsol
ab/bis Hamburg
18. Oktober 2026 bis 21. Februar 2027

ab **18.995 €*** p. P. in der Innenkabine IA
ab **33.795 €**** p. P. in der Balkonkabine BB



Träume erfüllen: Reisebüro | AIDA Kundencenter +49 381 20 27 07 07 | aida.de | AIDAradio.de

* PREMIUM Preis pro Person bei 2er-Belegung (Innenkabine IA), inkl. 2.000 Euro Frühbucher-Ermäßigung, jeweils limitiertes Kontingent
** PREMIUM Preis pro Person bei 2er-Belegung (Balkonkabine BB), inkl. 3.000 Euro Frühbucher-Plus-Ermäßigung, jeweils limitiertes Kontingent
Es gelten die aktuellen AIDA Reisebedingungen und Informationen auf aida.de/agb
AIDA Cruises • German Branch of Costa Crociere S. p. A. • Am Strande 3 d • 18055 Rostock

Die Resistenz gegen Antibiotika nimmt zu

Viele Eingriffe werden dadurch gefährlicher

Wenn Antibiotika nicht mehr wirken, ist das mitunter ein lebensgefährliches Problem – eines, das sich in Zukunft noch zuspitzen wird. Der demografische Wandel werde die Situation in den kommenden Jahrzehnten deutlich verschärfen, wie eine Forschungsgruppe im Fachblatt „Plos Medicine“ erklärt. Von Antibiotika-Resistenz sprechen Experten, wenn Patienten auf ein Antibiotikum nicht reagieren, wenn die krank machenden Bakterien durch das Antibiotikum nicht vernichtet werden können. Besonders gefürchtet sind sogenannte Krankenhauskeime.

Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind im Jahr 2021 7,7 Millionen Menschen weltweit an einer bakteriellen Infektion gestorben – gut 1,1 Millionen waren demnach direkt auf Antibiotika-Resistenzen zurückzuführen. In einen im Oktober veröffentlichte WHO-Bericht sind knapp 23 Millionen Daten aus mehr als 100 Ländern eingeflossen. „Antibiotika-Resistenz ist weitverbreitet und bedroht die Zukunft der modernen Medizin“, warnte dazu Yvan Hutin, Direktor der zuständigen WHO-Abteilung. Für Deutschland haben Forscher des Robert Koch-Instituts und der University of Washington versucht, das Ausmaß der Gesundheitskrise für das Jahr 2019 zu veranschaulichen – dies gilt als bislang umfassendste Schätzung zur Situation vor der Pandemie und wurde im vergangenen Sommer veröffentlicht. Etwa 45.700 Todesfälle Menschen seien in dem Jahr im Zusammenhang mit einer Infektion durch antibiotikaresistente Erreger gestorben, schätzen die Forscher.

In etlichen Fällen sei die jeweilige Infektion zwar als Todesursache gewertet worden, die Betroffenen wären aber mutmaßlich auch gestorben, wenn der Erreger keine Resistenz aufgewiesen hätte. Schätzungsweise 9600 der Todesfälle seien unmittelbar auf die Resistenz zurückzuführen. Die Deutsche Stiftung Patientenschutz geht jedoch von einer deutlich höheren Dunkelziffer aus. Die Gruppe von der London School of Hygiene & Tropical Medicine hat für ihre nun veröffentlichte Studie den Blick in die Zukunft gerichtet und berechnet, wie sich die Inzidenzen bei Antibiotikaresistenzen gemäß bisheriger Trends im Zuge der überalternden Bevölkerung hierzulande und in anderen europäischen Ländern entwickeln werden.

Ihre Prognose: Die Infektionsraten mit acht gängigen untersuchten resistenten Keimen werden dramatisch zunehmen – vor allem bei Menschen ab 74 Jahren, die absehbar in den nächsten Jahren wachsen werden. Männer werden stärker betroffen sein als Frauen. Die Forscher untersuchten für ihre Analyse zwölf Millionen Blutproben aus 29 Ländern aus den Jahren 2010 bis 2019 auf bakterielle Infektionen hin und berechneten daraus Inzidenzraten für die einzelnen Keime und verschiedene Gruppen. Diese modellierten sie dann in die Zukunft, indem sie die Infektionsraten mit der erwarteten Bevölkerungsentwicklung bis 2050 kombinierten.

Große regionale Unterschiede hatte bereits der Überblicksbericht der WHO aufgezeigt: In Südostasien und im östlichen Mittelmeerraum seien eine von drei gemeldeten Infektionen gegen die untersuchten Antibiotika resistent. Das Problem sei besonders in Ländern mit schwachen Gesundheitssystemen verbreitet. Tim Eckmanns, Experte für Antibiotikaresistenzen am Robert Koch-Institut, wies darauf hin, dass man lange davon ausgegangen sei, dass Resistenzen besonders dort ausgeprägt seien, wo viele Antibiotika gegeben würden, also in wohlhabenden Industrieländern. Der WHO-Bericht zeige, dass die Resistenzraten in Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen tendis höher lägen – wegen fehlender Finanzierung, mangelnder Hygiene oder zu wenig Diagnostik.

Andreas Peschel vom Deutschen Zentrum für Infektionsforschung erklärte, die meisten Antibiotika seien jahrzehntealte Entwicklungen, die generisch billig herstellbar seien. „Daher sind sie auch in Low-Income-Staaten verfügbar, allerdings oft weitgehend unkontrolliert. Je mehr sie falsch eingesetzt werden, desto mehr tragen sie zur Selektion resistenter Erreger bei.“ Viele moderne Eingriffe wie große Operationen, Organtransplantationen, Knochenmarktransplantationen, so Eckmans, „sind nur möglich, weil Antibiotika prophylaktisch den Patienten schützen. Diese Eingriffe werden bei zunehmender Resistenz immer gefährlicher. Die Anzahl der Toten durch antibiotikaresistente Erreger könnte bis 2050 auf weltweit fast zehn Millionen pro Jahr ansteigen.

Larissa Schwedes, dpa/rc/wb

Darmkrebs ist eine der wenigen Krebsarten, die sich wirklich verhindern lassen – und trotzdem sterben jedes Jahr Tausende daran, auch immer häufiger Menschen unter 50 Jahren. Aber über den Darm und Verdauungsprobleme zu sprechen, gilt als unfein. Über ihn zu forschen als Spezialdisziplin.

CLARA OTT

Skander Bouassida ist Chefarzt und Leiter der Klinik für Koloproktologie im Vivantes Humboldt-Klinikum in Berlin. Der Koloproktologe gibt Antworten auf unangenehme Fragen rund um Darmkrebsspiegelung.

WELT: Herr Bouassida, seit April können auch Frauen in Deutschland bereits ab 50 Jahren eine Darmspiegelung zur Krebsfrüherkennung erhalten – so wie bisher schon die Männer. Zuvor lag die Altersgrenze für Frauen bei 55 Jahren. Ist das aus Ihrer Sicht der richtige Zeitpunkt?

SKANDER BOUASSIDA: Ja, endlich. Die Annahme, dass Frauen später erkranken würden, gilt seit mindestens 2010 als überholt. Deutschland war eines der allerletzten Länder, die diesen Schritt gegangen sind. Das hat mehr mit der allgemeinen Ausrichtung des Gesundheitssystems und weniger mit Fragen der Gleichberechtigung zu tun.

WELT: Wie meinen Sie das?

BOUASSIDA: Lassen Sie mich dies mit einer frei gestrickten Geschichte veranschaulichen: In der Alten Welt der Griechen stritten sich die Töchter des Asklepios – Gott der Medizin, Hygieia, Göttin der Vorsorge, und Panakeia, Göttin der Heilung, darüber, wer die wichtigere Aufgabe habe – insbesondere am Ende des Lebens. Ihre Mutter Epione aber liebte die Menschen und wusste, dass kein Leben frei von Leid ist. Sie schlichtete den Streit, indem sie jenen beistand, die weder Vorsorge noch Heilung mehr erreichen konnten – um Schmerz zu lindern, Angst zu besänftigen und Frieden zu schenken. So wurden die drei zu Symbolen der vollständigen Medizin: Hygieia steht für die Prävention, Panakeia für die Therapie, Epione für die Palliativmedizin – die Zuwendung, wenn Heilung nicht mehr möglich ist. Und Asklepios sah, dass seine Familie vollkommen war.

WELT: Warum war Deutschland so spät dran?

BOUASSIDA: Deutschlands Gesundheitssystem ist stark auf das Heilen fokussiert – auf Intensivstationen, Operationen –, zeigt aber gleichzeitig Mängel in der Prävention und Lindern, etwa bei Sport, Vorsorge, Rauchentwöhnung, Physiotherapie, Palliativ- oder Schmerzmedizin. Aus Public-Health-Sicht war der Aufruf eines nationalen Krebsplans, der 2008 kam, eine Zeitenwende, und hat sich bewährt. Unter anderem wurden mit diesem Impuls die Tumorzentren und die nationale Darmkrebsvorsorge aufgebaut, die ihre Wirksamkeit beweisen konnte. Es ist toll, dass endlich die Frauen zum gleichen Zeitpunkt wie die Männer damit anfangen können. Aber: Rein medizinisch wäre es sinnvoll, noch früher anzufangen.

WELT: Weil sich die Krebserkrankungen bei jungen Erwachsenen häufen, darunter auch Darmkrebs?

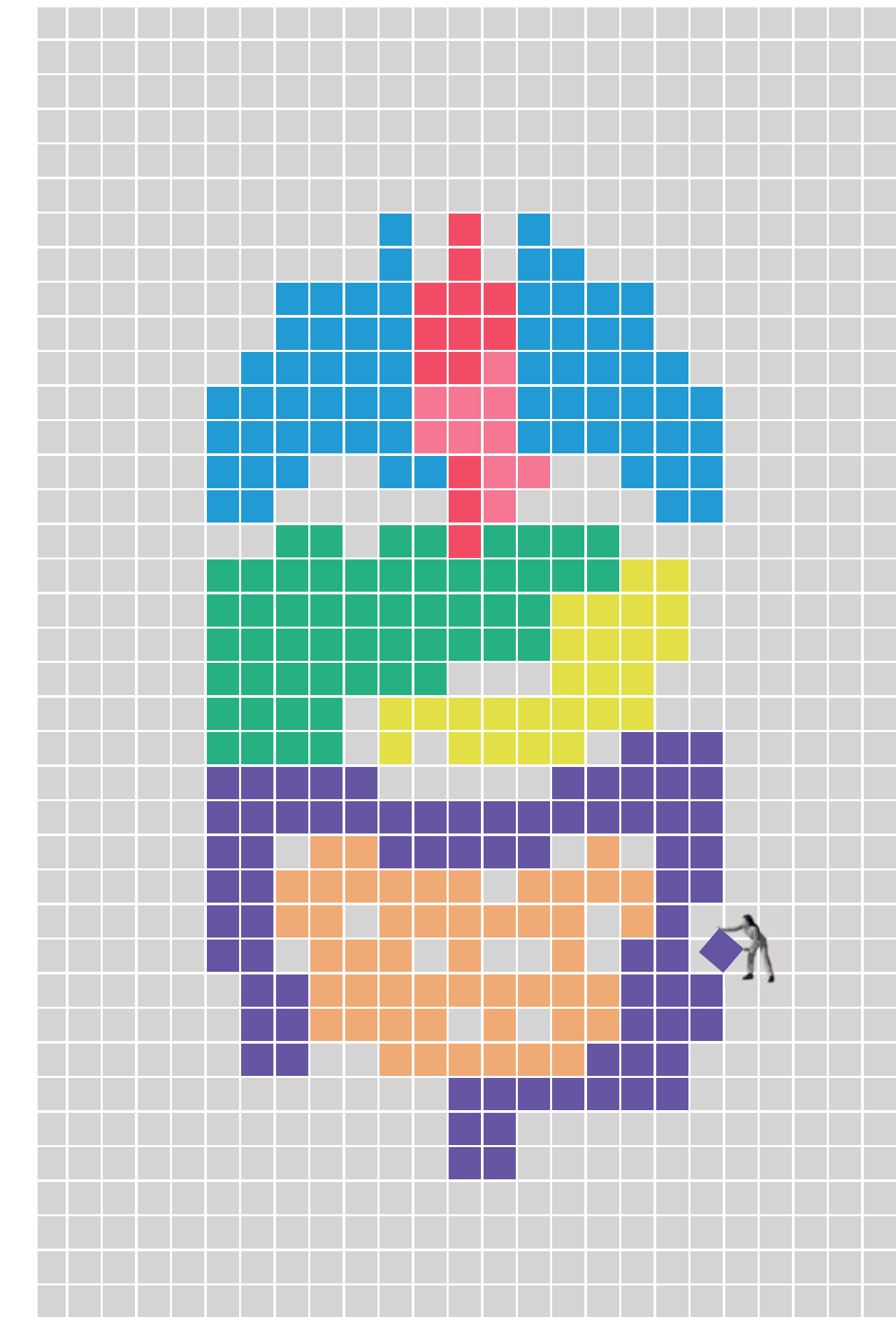
BOUASSIDA: Genau, gleichzeitig bleiben die Ursachen unklar. In den USA liegt die Empfehlung inzwischen bei 45 Jahren. Ich hielt es für richtig, wenn jeder, der sich Sorgen macht, eine Koloskopie auch ab 45 bezahlt bekommt. Denn Darmkrebs ist eine der wenigen Krebsarten, bei der man nicht nur früh entdecken, sondern die Entstehung tatsächlich verhindern kann.

WELT: Weil man frühzeitig Polypen entdecken kann, die während der Untersuchung entfernt werden. Und je nach Betäubung schmerzfrei, richtig?

BOUASSIDA: Genau. Und aus einem Polypen kann dann kein Krebs mehr entstehen – das ist echte Vorsorge, nicht nur Früherkennung. Ein Polyp braucht im Schnitt sieben bis zehn Jahre, um sich zu einem Karzinom zu entwickeln. Deshalb reicht es, die Darmspiegelung alle zehn Jahre zu machen. Wer hingeht, hat die Garantie: Dieser Krebs wird nicht auftreten. Und falls doch, können wir es schonend, robotisch entfernen, mit sehr guter Prognose.

WELT: Und trotzdem machen es viel zu wenige.

BOUASSIDA: Ja, das ist das Traurige. Es gibt zwei Hürden: Erstens die Scham – da steckt ein fremder, langer Schlauch in meinem Po. Und zweitens die Vorbereitung: Am Tag davor muss



GETTY IMAGES/KLAUS VEDFELT; MONTAGE/ILLUSTRATION WELT/MARTIN STEINRÖDER; CAROLIN UBL/VIVANTES

„Am Ende haben fast alle einen Knubbel am Po“

Der Chefarzt und Darmchirurg Skander Bouassida sagt, dass er sich auf seine eigene Darmspiegelung freut. Ein Gespräch über Scham, Tabus und warum das Organ ein Stück Biografie ist – auch der dunklen Kapitel

man Abführmittel nehmen, das ist unangenehm. Aber Schmerzen gibt es keine, die Untersuchung selbst ist harmlos. Wenn die Leute wirklich wüssten, wie unkompliziert das ist, wäre die Hemmschwelle geringer.

WELT: Warum steigt Darmkrebs gerade bei jungen Menschen so stark an?

BOUASSIDA: Das ist das große Rätsel. Es ist ein weltweites Phänomen, es scheint vielfältige Teilsachen zu haben. Einerseits untersuchen wir besser, andererseits sind die Leute aufmerksamer. Genetische Faktoren spielen eine Rolle, industrielle Zucker-, fett- und fleischhaltige Ernährung, veränderte Darmbakterien, Zunahme von Zivilisationskrankheiten wie Diabetes, Bewegungsmangel, Übergewicht, Rauchen und Alkoholkonsum, frühzeitige Pubertät. Alle diese Risikofaktoren waren schon bekannt, betreffen aber immer jüngere Menschen. Wir machen seit Jahren in unserer Veranstaltung „Let’s Talk about Darmkrebs“ hierüber aufmerksam, bieten auch Ernährungs-, Lifestyle- und genetische Vorsorgeberatung an das ist unglaublich wichtig. Aber wir sehen eben auch 20-, 30-Jährige mit Darmkrebs. Da denkt keiner dran, die gelten erst mal jahrelang als „Reizdarm“ oder Hämorrhoiden.

WELT: Viele merken erst spät, dass etwas nicht stimmt.

BOUASSIDA: Genau. Typisch sind Blutungen. Aber die meisten haben gleichzeitig Hämorrhoiden – und dann heißt es: Das kommt davon. Ab einem gewissen Alter hat fast jeder irgendeinen Knubbel am Po. Das Problem: Hämorrhoiden und Tumoren können gleichzeitig auftreten. Menschen mit Hämorrhoiden haben selten einen Tumor. Aber Menschen mit einem Tumor haben statistisch sehr oft auch Hämorrhoiden. Aber wenn man nur auf die Hämorrhoiden zeigt, übersieht man die ernstere Ursache. Und dann sitzen die Leute vor mir und sagen: Seit zwei Jahren habe ich das schon gespürt.

WELT: Und Sie bleiben ruhig?

BOUASSIDA: Ich versuche es. Verdrängung ist menschlich. Niemand geht gern zur Darmspiegelung. Aber manchmal ärgert mich das System: Patienten gehen von A nach B nach C, und keiner überweist sie rechtzeitig. Bei Darmkrebs gilt: je früher, desto besser. Deshalb sage ich

immer: Lieber einmal zu viel untersuchen lassen als einmal zu wenig.

WELT: Wie merkt man denn, dass man Darmkrebs hat?

BOUASSIDA: Das Tückische ist: Meist merkt man es gar nicht. Blut im Stuhl ist das häufigste Frühsymptom. Später gibt es unspezifische Dinge: Müdigkeit, Nachtschweiß, Gewichtsverlust, leichte Anämie im Blutbild. Viele laufen damit jahrelang herum. Und wenn die Diagnose steht, sagen sie: „Eigentlich habe ich schon lange was gespürt.“

WELT: Sie sprechen offen über Scham. Warum ist der Darm für uns so ein Tabu?

BOUASSIDA: Das ist kulturhistorisch. Über Jahrtausende war Stuhlgang ein normaler Teil des Lebens. Im Hinduismus gehört er zum Alltag, im Französischen war es selbstverständlich, über Verdauung zu sprechen: König Ludwig XIV. hat Audienzen auf der Toilette gegeben. Lassen Sie mich noch eine kleine Anekdote erzählen: das französische „Comment ça va?“ –

wörtlich „Wie geht es?“ – bezog sich im 17. und 18. Jahrhundert tatsächlich auf den Stuhlgang, als wichtigstes Zeichen des Wohlbefindens. Heute ist es peinlich. Dabei betrifft es jeden Menschen – niemand kann sagen: Mit mir hat das nichts zu tun.

WELT: Ein weiteres Tabu ist Stuhlinkontinenz. Was bedeutet das für Betroffene?

BOUASSIDA: Das kann das Leben zerstören. Wenn jemand nicht mehr planen kann, ob er den Bus erreicht oder im Café sitzenbleibt – das grenzt Menschen aus. Viele ziehen sich zurück. Dabei gibt es inzwischen sehr gute Möglichkeiten: Beckenbodentraining, Medikamente, operative Verfahren bis hin zum künstlichen Schließmuskel, bei dem sich der After auf Knopfdruck zuverlässig schließen lässt. Aber wir brauchen viel mehr Aufmerksamkeit dafür. Die Universitäten lehren Koloproktologie kaum. Dabei ist Kontinenz eine Schlüsselkompetenz fürs gesellschaftliche Zusammenleben.

WELT: Sie sagen oft: Frauen sind stärker betroffen. Warum?

BOUASSIDA: Schwangerschaft und Geburt verändern den Beckenboden massiv. Rückbildungsgymnastik ist gut, ersetzt aber kein gezieltes Training. Und dann kommt die Menopause: Ohne Östrogen leiern alles aus – Muskeln, Nerven, Gewebe. Das wirkt sich nicht nur auf die Sexualität aus, sondern auch unter anderem auf die Kontinenz. Männer haben das Problem auch, aber später und langsamer.

WELT: Und dann gibt es noch das Thema Missbrauch.

BOUASSIDA: Ja, leider. Seit wir in der Sprechstunde systematisch fragen, berichten erschreckend viele Patientinnen und Patienten von Missbrauchserfahrungen, teilweise Jahrzehnte zurückliegend. Das erklärt Beschwerden, die sonst niemand ernst nimmt. Und es verändert den Umgang: Wir fragen um Erlaubnis, wir untersuchen in einem sicheren, respektvollen Rahmen, manchmal nur in Narkose. Der Körper vergisst nicht. Und dann sitzen da erwachsene Menschen, die jahrzehntelang schweigen mussten.

WELT: Manchmal bricht das im Alter wieder auf.

BOUASSIDA: Genau. Ich erinnere mich an eine ältere, liebe Patientin mit einem schweren Darmvorfall. Die Operation verlief problemlos, alles war in Ordnung. Am vierten Tag nach der Operation sprang die Dame aus dem Fenster. Sie überlebte, und ich fragte sie: „Warum?“ Ihre Antwort: „Ich dachte, die Russen sind wieder da.“ Sie hatte einen Flashback, zurück in die Kriegszeit, in der sie Schreckliches erlebt hatte. Da merkt man: Verdauung und Trauma sind nicht zu trennen. Der Darm ist nicht nur ein Organ, er ist ein Stück Biografie.

WELT: Kommen wir zu etwas Alltäglicherem: Verstopfung. Was halten Sie von typischen Hausmittelchen – Pflaumensaft, Sauerkraut, Olivenöl?

BOUASSIDA: Alles richtig. Bewegung, Ballaststoffe, viel trinken – das hilft den meisten. Aber wer wirklich chronisch verstopft ist, den frustriert es, wenn man nur mit „Pflaumensaft“ kommt. Dann braucht man Medikamente, und das ist völlig in Ordnung. Wichtig ist nur, vorher auszuschließen, dass keine ernsthafte Erkrankung dahintersteckt.

WELT: Wie könnte man das Thema insgesamt enttabuisieren?

BOUASSIDA: Indem man offener darüber spricht – auch humorvoll. Am Ende haben fast alle mal einen Knubbel am Po. Bindegewebe wird nicht besser, im Gesicht nicht und auch nicht am After. Wer das mit einem Augenzwinkern akzeptiert, geht leichter damit um. Und wenn wir aufhören, den Darm als „peinliches Organ“ zu behandeln, gehen auch mehr Leute zur Vorsorge.

WELT: Und was wünschen Sie sich von der Medizin?

BOUASSIDA: Mehr Lehre. Jeder Medizinstudent, der bei uns ausgebildet wird, sagt: Das wusste ich gar nicht. Weil Koloproktologie in Lehrbüchern praktisch nicht vorkommt. Dabei ist es ein Riesenthema. Ich wünsche mir, dass Beckenbodengesundheit und Kontinenz an den Universitäten so selbstverständlich gelehrt werden wie Herz oder Lunge.

WELT: Sie selbst sind jetzt 50. Werden Sie sich untersuchen lassen?

BOUASSIDA: Natürlich. Ich leite ein Darmkrebszentrum, da muss ich gutem Beispiel vorangehen. Und ehrlich: Ich freue mich sogar darauf. Danach ist es vorbei, und ich weiß: Ich habe Krebs verhindert. Ich bin gespannt, ob ich zuschauen werde oder lieber schlafen gehe. Aber die Kolleginnen streiten sich schon, wer mich spiegeln darf – das sagt doch alles.



Es ist ein kühler, grauer Septembertag im Rheinland. In einer Kölner Wohnung im dritten Stock sitzt Laura Herz auf einem rosa Cordsofa. Neben ihr steht eine Tasse Kamilentee, aus der feine Dampfwolken aufsteigen. Die Wohnung wirkt still, fast meditativ. Nur das ferne Brummen der Stadt dringt durch die geschlossenen Fenster, als würde es sie sanft daran erinnern, dass das Leben weitergeht. Denn hinter der 31-Jährigen liegt eine Geschichte des Neuanfangs.

CELINE BABACHAN

Acht Jahre lang war sie mit ihrem Partner Nicholas zusammen. Im Freundeskreis galten sie als das Paar, das bleiben würde – mit allem, was in dieser Lebensphase dazugehört: eine gemeinsame Wohnung in München, eine Verlobung, Hündin Lotti, Gespräche über Kinder und Zukunft. Doch es ist auch die Phase, in der so manche in einer langjährigen Partnerschaft beginnen, sich selbst und das gemeinsame Leben zu hinterfragen. Paare um die 30 stellen sich dann die großen Fragen: Will ich irgendwann eine eigene Familie gründen? Wie wichtig ist mir meine Arbeit? Bin ich bereit, mich festzulegen – oder will ich noch etwas anderes im Leben? Es ist eine Zeit, in der Weichen gestellt werden – und in der sich zeigt, ob zwei Menschen noch denselben Weg gehen wollen.

Auch Laura stellte sich diese Fragen. Irgendwann schlichen sich Zweifel ein. „Das war, als wir beschlossen haben, auf Van-Reise zu gehen“, sagt sie. Es klingt wie der Beginn eines Abenteuers – und markiert in der Rückschau doch den Anfang vom Ende. Laura spürte eine wachsende Unruhe, eine Sehnsucht nach Bewegung, nach etwas anderem. Der Plan mit der Van-Reise entstand: Freiheit, Weite, Aufbruch – so hatten sie es sich vorgestellt. Ein Jahr lang wollten Nicholas und sie unterwegs sein, remote arbeiten, nur im Bus leben. „In Wirklichkeit“, sagt Laura, „war das der Moment, in dem die ersten Risse sichtbar wurden.“ Denn zwischen Kartons und To-do-Listen begann etwas zu bröckeln. Noch bevor sie überhaupt losfuhren, stritten sie oft.

„Als wir dann in den Van gezogen sind, dachte ich: Jetzt haben wir’s geschafft. Jetzt fängt unser gemeinsames Leben wirklich an“, sagt Laura. Die ersten Tage rochen nach Freiheit – und nach dem Versprechen, jeden Morgen woanders aufzuwachen. Die Straßen führten sie über Slowenien, Kroatien, Albanien und Montenegro bis hinunter nach Griechenland. Knapp 74.000 Menschen folgen der hauptberuflichen Content-Creatorin mittlerweile auf Instagram, wo sie die Reise in Momentaufnahmen festhielt – beim Kochen, Picknicken, Sonnen, irgendwo zwischen Alltag und Aufbruch. „Wir wollten uns einfach treiben lassen“, sagt sie.

Doch dabei drifteten sie langsam auseinander. Während Laura im Ungewissen Freiheit fand, suchte Nicholas Halt im Gewohnt. „Er hat seine Freunde vermisst, seine Routine, das Büro. Schon vor der Reise hatte er sich selbstständig gemacht, wollte sein Start-up voranbringen. Ich hingegen wollte morgens nicht wissen, wo ich am nächsten Tag bin.“ Sie fingen wieder an zu streiten. „Da wurde uns klar, dass wir unterschiedliche Vorstellungen vom Leben entwickelt hatten.“ Immer öfter fragte sich Laura, wie ihr Leben

aussähe, wenn sie allein wäre, wenn sie sich trennten. Manchmal sprachen sie sogar darüber – fair, respektvoll, fast pragmatisch. „Aber wir hatten gehofft, dass sich das unterwegs klärt.“

Es klärte sich – nur anders, als sie dachten. Auf einer Hochzeit von Freunden begriff Laura, dass sie jetzt in dem Alter war, in dem man angeblich Ernst macht – heiraten, Kinder, Verantwortung. „Holy shit, das wäre bei mir als Nächstes dran“, dachte sie. Auf den Bildern lacht Laura, doch in ihren Augen spiegelt sich etwas anderes: Erkenntnis. „Ich wusste in dem Moment: Ich will das nicht.“ Laura wusste aber auch, dass Nicholas so weit war – bereit für den nächsten Schritt. „Diese Hochzeit war der *turning point*“, sagt sie. „Er wollte heiraten und Kinder, ich nicht. Ich hätte einfach ewig verlobt sein können.“

Ein letzter Versuch: Sie fuhren wieder mit dem Van weg, dieses Mal

nach Dänemark – in der Hoffnung, dass das, was sie früher zusammengehalten hatte, sie vielleicht noch einmal retten könnte. Doch die Stimmung war dichter, schwerer. „Ich hatte so einen Kloß im Hals, wenn er in meiner Nähe war. Ich konnte nicht richtig atmen“, sagt sie. „Da wusste ich: Ich brauche diese Trennung.“ Nicholas fuhr zurück nach Hamburg – in die Wohnung, die sie eigentlich gemeinsam mieten wollten. „Ich habe ihm gesagt, er soll das alles allein machen. Ich habe mich in Hamburg einfach nicht gesehen“, sagt Laura. Drei Wochen blieb sie allein in Dänemark. Er hoffte, sie würde sich beruhigen, nachdenken, vielleicht zurückkehren.

Laura kehrte zurück – nur nicht zu ihm. Nach der Trennung zieht Laura zunächst zu ihrer Mutter nach Frankfurt. Zwischen vertrauten Möbeln und alten Gerüchen beginnt das Danach – eine Zwischenzeit, in der alles noch nach

Vergangenheit riecht und doch schon etwas Neues in der Luft liegt. „Ich wusste: Wenn es irgendwann nicht mehr funktioniert, will ich nach Köln oder Düsseldorf“, erzählt sie. Ein paar Freundinnen leben dort – nah genug, um sich aufgehoben zu fühlen, weit genug, um Platz für ein neues Leben zu schaffen. Von Frankfurt aus sucht sie nach einer Wohnung, klickt sich durch Anzeigen, träumt sich in Grundrisse hinein.

In Köln beginnt ihr neues Leben. Eine neue Stadt, eine leere Wohnung, ein Alltag, der sich erst finden muss. Zum ersten Mal muss sie niemandem sagen, wo sie ist oder wohin sie will. Zum ersten Mal seit Jahren wacht sie auf, ohne dass jemand neben ihr liegt. In dieser Stille beginnt etwas, das sie ihren Neuanfang nennt – ohne geteilte Pläne, ohne Kompromisse, ohne Zukunft, die sich schon vorgezeichnet anfühlt. Dennoch fühlt sich anfangs alles fremd an. „Ich war oft allein“, erinnert sie

sich. Zuerst versucht sie, diese Lücke mit Dates zu füllen. Doch irgendwann merkt sie, dass sie etwas anderes sucht. Also ändert sie den Kurs. „Ich habe diesen Switch gemacht – weg vom Dating, hin zu Freundschaften. Das sind die Menschen, die bleiben.“

Mit der Zeit begreift Laura den Unterschied: Einsamkeit, sagt sie, sei nicht dasselbe wie Alleinsein. „Ich bin gerne allein, aber ich weiß, ich hätte Menschen, mit denen ich etwas unternehmen könnte, wenn ich wollte.“ Laura versteht, dass Menschen Nähe und Verbundenheit brauchen – doch nicht jede Form davon romantisch sein muss. „Ich glaube, wir haben heute oft zu hohe Erwartungen an Beziehungen. Mein Partner muss mein bester Freund sein, mein Seelenverwandter, mein Reisebegleiter, mein Zuhause – das ist so viel auf einmal. Zu viel für eine Person.“ Sie lacht kurz, fast über sich selbst. „Mir ist wichtig, Gemeinsamkeiten zu tei-

len. Aber man muss nicht alles zusammen machen. Ich liebe es, mein eigenes Leben zu haben.“

Sie lehnt sich leicht zurück, als sie sagt: „Single-Sein ist kein Mangel. Das war eine der wichtigsten Erkenntnisse überhaupt.“ Nach der Trennung, erzählt sie, habe sie beschlossen, den Blick nach innen zu richten. „Irgendwann kam dieser Moment, in dem ich dachte: Jetzt geht’s nur noch um mich. Und dann stellte sich die Frage: Wer bin ich – und was will ich eigentlich?“ Diese Fragen begleiten Laura durch die ersten Wochen in Köln. Während sie ihre neue Wohnung einrichtet, merkt sie, dass Antworten manchmal dort auftauchen, wo man sie am wenigsten sucht. „Meine alte Wohnung war komplett beige. Und jetzt? Jetzt habe ich ein rosa Sofa, bunte Kissen, Farbe überall.“ Was von außen nach einer simplen Stilfrage aussieht, ist für sie mehr als das – ein sichtbares Zeichen dafür, dass sich etwas in ihr verschoben hat.

„Die Single-Laura ist nicht dieselbe wie die Laura in der Beziehung“, sagt sie. „Ich war meine ganzen Zwanziger in einer Partnerschaft – in dieser Zeit, in der man ja eigentlich erst herausfindet, wer man ist. Jetzt darf ich das nachholen.“

In ihrem Buch „Two Lives – Ein Neuanfang“ hat Laura all das aufgeschrieben: den Bruch, die Zweifel, das langsame Wiederfinden. Seit der Veröffentlichung bekommt sie über Instagram viele Nachrichten – meist von Frauen. Viele schreiben der Autorin, wie mutig sie sei. „Ehrlich gesagt konnte ich das nie ganz nachvollziehen“, sagt Laura. „Für mich war das kein Akt des Muts, sondern einer der Selbstliebe – für sich selbst und die eigenen Bedürfnisse einzustehen und das zu tun, was sich richtig anfühlt.“ Dann erinnert sie sich an die letzten Monate ihrer Beziehung. „Wir haben ungefähr ein Jahr lang für unsere Beziehung gekämpft“, sagt sie. „Immer wieder sind wir an unsere Grenzen gekommen – und immer wieder haben wir gesagt: Komm, wir schaffen das.“

Viele bleiben in Beziehungen, obwohl sie längst wissen, dass sie nicht mehr glücklich sind – aus Angst vor dem Alleinsein, vor der Leere, die danach kommt. Laura schüttelt den Kopf. „Ich habe die Trennung nie bereut“, sagt sie ruhig. „Keinen einzigen Tag.“ Laura blickt zurück auf acht gemeinsame Jahre, eine Verlobung, viele Pläne – und auf das, was bleibt, wenn ein Leben, das man zu zweit gedacht hat, in seine Einzelteile zerfällt. Und doch findet sie eine Formulierung, die das Ende nicht als Scheitern rahmt:

Der Satz stammt aus der Therapie, die für sie zum Kompass wurde – ein Raum, in dem sie lernte, alte Muster zu erkennen, Grenzen zu ziehen und sich selbst zuzuhören. Heute teilen Laura und Nicholas die Hündin Lotti. Sie pendelt zwischen Hamburg und Köln – ein kleines, atmendes Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. „Wir treffen uns in der Mitte, in Bielefeld, für die Übergabe“, sagt Laura. „Wir essen dann zusammen, reden. Kein Groll. Kein Drama.“ Inzwischen hat Laura den Van verkauft. Die Lust auf Abenteuer bleibt, nur kleiner, einfacher gedacht: vielleicht ein Geländewagen mit Dachzelt, irgendwann. Und immer wieder die Rückkehr in die Wohnung, die sie ihren „Safe Space“ nennt. „Ich habe das noch nie so stark gespürt wie hier – dass das meine Stadt ist, mein Zuhause. Ich will hier nicht mehr weg.“

Die Doppelmoral der TikTok-Feministinnen

Christfluencerin Millane Al-Masoud sorgt mit Aussagen über die Ehe und die Unterordnung der Frau nach biblischem Vorbild für Empörung

Wenn du einen Mann Gottes willst, musst du auch eine Frau Gottes sein.“ Mit diesem Satz entfacht die deutsche Christfluencerin Millane Al-Masoud (ehemals Friesen) auf Instagram und TikTok eine Welle der Empörung. Die 22-jährige Ehefrau des Pastors und Influencers Christian Al-Masoud spricht im Podcast „RealModel“ über die Ehe nach biblischem Vorbild – und wird dafür zum Feindbild digitaler Feministinnen.

CELINE BABACHAN

Millane ist 22, überzeugte Christin – und mit rund 1,4 Millionen Instagram-Follower und 7,1 Millionen TikTok-Abonnenten eine der reichweitenstärksten Social-Media-Persönlichkeiten Deutschlands. Im Podcast begründet sie ihre Sicht mit ihrem Glauben: „Viele Frauen sagen: Ich will das und das und das in einem Mann, aber sie stehen nicht ganz im Verhältnis“, erklärt sie. „Du musst dich unterordnen. Du musst

den Mann respektieren. Wenn dein Mann eine Entscheidung trifft und sagt: Hey, so machen wir das, dann machen wir das so.“

Die beiden Hosts des Podcasts, Mee-kyas und Nathanel, sind ebenfalls streng gläubig – und sichtlich einverstanden. Immer wieder fallen zustimmende Worte wie „Yes“ oder „Safe“. Schnell wird deutlich: In dieser Runde herrscht Einigkeit – Frauen sollen sich Männern unterordnen. Millanes Aussagen über Ehe und Geschlechterrollen wirken in einer digital-feministischen Öffentlichkeit wie ein Frontalangriff auf das Fortschrittsdogma. Entsprechend wütend fällt die Reaktion aus: „Lieber Herr Gott, wie kann man so was sagen?“ und „Ist das unangenehm!“, heißt es unter den Clips. Andere nennen sie „Pick-Me-Finalboss“ – die ultimative Beleidigung für Frauen, die sich zu gefällig geben.

Natürlich kann man Millanes Bibelauslegung kritisch sehen. Natürlich darf man fragen, ob das Konzept der „Unterordnung“ in einer modernen

Gesellschaft noch Platz hat. Und natürlich darf man ihr Weltbild reaktionär, patriarchal oder schlicht anachronistisch nennen – das ist legitim, vielleicht sogar notwendig. Denn was Millane und andere christliche Fundamentalistinnen propagieren, ist in gewisser Weise manipulativ. Sie verklären die Unterordnung der Frau zur göttlichen Pflicht – und verschieben damit das Machtgleichgewicht in Beziehungen auf gefährliche Weise. Das widerspricht jedem modernen Verständnis von Partnerschaft, das auf Gleichwertigkeit und Respekt beruht.

Doch wer sie dafür moralisch vernichtet, offenbart ein anderes, tieferes Problem: die neue Intoleranz der Toleranten. Dieselben Stimmen, die sonst jede Form religiösen Patriarchats anprangern, schweigen auffallend, sobald dieselben Strukturen im islamischen Kontext auftreten. Wer sich die Empören genauer anschaut, erkennt schnell: Ihre Kritik ist einseitig und richtet sich nur gegen das Christentum.

Denn während Christinnen wie Millane für traditionelle Geschlechterbilder digital gekreuzigt werden, begegnet man muslimischen Influencerinnen mit demselben Rollenverständnis – der Mann als „Führer“, die Frau als „Geführte“ – mit auffallender Nachsicht, oft sogar mit kultureller Sensibilität. Beide vertreten letztlich dasselbe Prinzip: eine religiös begründete Geschlechterordnung. Die selektive Empörung darüber ist nicht nur inkonsequent, sie offenbart eine gefährliche Doppelmoral. Der Grund dafür liegt in der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Religionen selbst. Wer sich heute offen zum Christentum bekennt, gilt schnell als rückwärtsgewandt, vielleicht sogar gefährlich – besonders dann, wenn er erzkonservative Werte vertritt: gegen Abtreibung, für die traditionelle Familie aus Mann, Frau und Kind, skeptisch gegenüber LGBTQ-Rechten. Diese Themen stoßen in progressiven Milieus auf scharfe Ablehnung – zu Recht, denn sie sind ein Angriff auf individuelle Freiheit

und sexuelle Selbstbestimmung, ein Relikt jener moralischen Ordnung, die man längst hinter sich gelassen glaubte.

Der Islam vertritt in seinen konservativen Ausprägungen ein sehr ähnliches Rollenverständnis: Die Frau soll häuslich, sittsam, fügsam sein – ein Ideal, das in unzähligen Predigten, Ratgebervideos und Social-Media-Beiträgen muslimischer Influencerinnen offen vertreten wird. Ihr religiöses Engagement gilt dabei selten als politisch, sondern als kulturell. Doch wo bleibt in diesem Fall der Aufschrei der Frauen – gerade jener, die Millane für ihre Aussagen so scharf verurteilen? Wer sich durch die Profile muslimischer Influencerinnen scrollt, findet kaum Widerspruch.

Diese selektive Empörung ist kein Zufall, sondern das Ergebnis einer gesellschaftlichen Schieflage. Der Islam gilt im westlichen Diskurs als Religion der schützenswerten Minderheit, die vor Islamophobie und Rassismus bewahrt werden muss. Und das ist nicht falsch: Muslime sind in Europa zunehmend

Opfer von Ausgrenzung und Rassismus. Doch aus dem Schutz vor Diskriminierung ist ein sakrosankter Schutzraum geworden. Gestützt wird diese Haltung von einer politischen Kultur, die sich in den vergangenen Jahren stark auf den Schutz des Multikulturalismus konzentriert hat. Kritik am Islam wird dadurch zunehmend tabuisiert – selbst wenn sie sich auf interne Missstände richtet.

Diese Asymmetrie ist das Ergebnis einer gut gemeinten, aber fatalen Identitätspolitik. Sie misst Toleranz nicht an Prinzipien, sondern an Herkunft. Eine Aussage wird nicht mehr danach bewertet, was sie bedeutet, sondern danach, wer sie ausspricht. Wenn die Unterordnung der Frau als grundsätzliches Problem gilt, dann immer – und für alle. Andernfalls entsteht ein moralischer Doppelstandard, der nichts mehr mit Respekt, aber viel mit Angst zu tun hat – mit der Angst, bei berechtigter Kritik als intolerant zu gelten. Vielleicht ist genau das der eigentliche Skandal – im Fall Millane und weit darüber hinaus.

Für Halloween hatte ich eigentlich nicht viel übrig. Als Zugereister aus dem tiefen Westen habe ich mich während 13 Jahren in Brandenburg aber an den in meiner Wohnsiedlung wichtigsten Festtag im Jahr angepasst. Ich schmücke Haus und Vorgarten und spiele ab 16 Uhr gruselige Geräusche über meine auf dem Gartenhaus versteckte Bluetooth-Box ab.

LUTZ WÖCKENER

Mittlerweile mag ich sogar die Momente, wenn es an der Tür klingelt und das Licht der Hausbeleuchtung all die Hexen, Vampire und Freddy Krügers in Szene setzt. Jonathan, bist du das? Von meiner Terrasse lausche ich kurzen Laufschritten und spitzen Schreien hinter der Hecke. An keinem anderen Tag ist hier so viel Begeisterung und Bewegung. Vergangenen Freitag war es wieder soweit, dass ich Zeuge des alljährlichen Wunders wurde. Denn dass die Kids sich überhaupt noch per pedes fortbewegen können, ist keineswegs selbstverständlich.

Schließlich vergeht kaum ein Jahr, ohne dass Weltgesundheitsorganisation (WHO), Krankenkassen und Behörden ob des physischen Zustands unserer Jugend Alarm schlagen: Zu faul, zu fett, zu Fortnite – so in etwa das vernichtende Urteil zahlreicher Studien. Zu viele Kinder – die Angaben schwanken über die Jahrzehnte zwischen zehn und 15 Prozent – sind übergewichtig, etwa die Hälfte davon adipös. Womöglich liefert Halloween mit all den von Tür zu Tür flitzenden Jungs und Mädchen auch gar nicht den Gegenbeweis, sondern unterstreicht vielmehr die empirischen Ergebnisse. Schließlich bewegen sich unsere kleinen Dicken auch am Grusel-Abend ja nur so lange, bis ihre Beutel prall mit Süßigkeiten gefüllt sind.

NULL BOCK NUR IN DER POLITIK

Meine persönliche Wahrnehmung ist eine andere. Ich habe drei Kinder im Alter von zwölf bis 19 Jahren, bin regel-

mäßig als Begleitperson bei schulischen Veranstaltungen dabei und würde generell behaupten, einen recht profunden Einblick in die Generation Z zu haben. Gibt es zu viele übergewichtige Kinder? Auf jeden Fall. Würde man manch Roller fahrendem Talahoon gern den Wechsel aufs Fahrrad oder den Gang zu Fuß empfehlen? Unbedingt. Zumal er mit seinem XXL-Tetra-Pak Eistee ohnehin nur eine Hand am Lenker hat.

Was im Stadtbild aber auch regelmäßig zu sehen ist: Schulklassen auf der

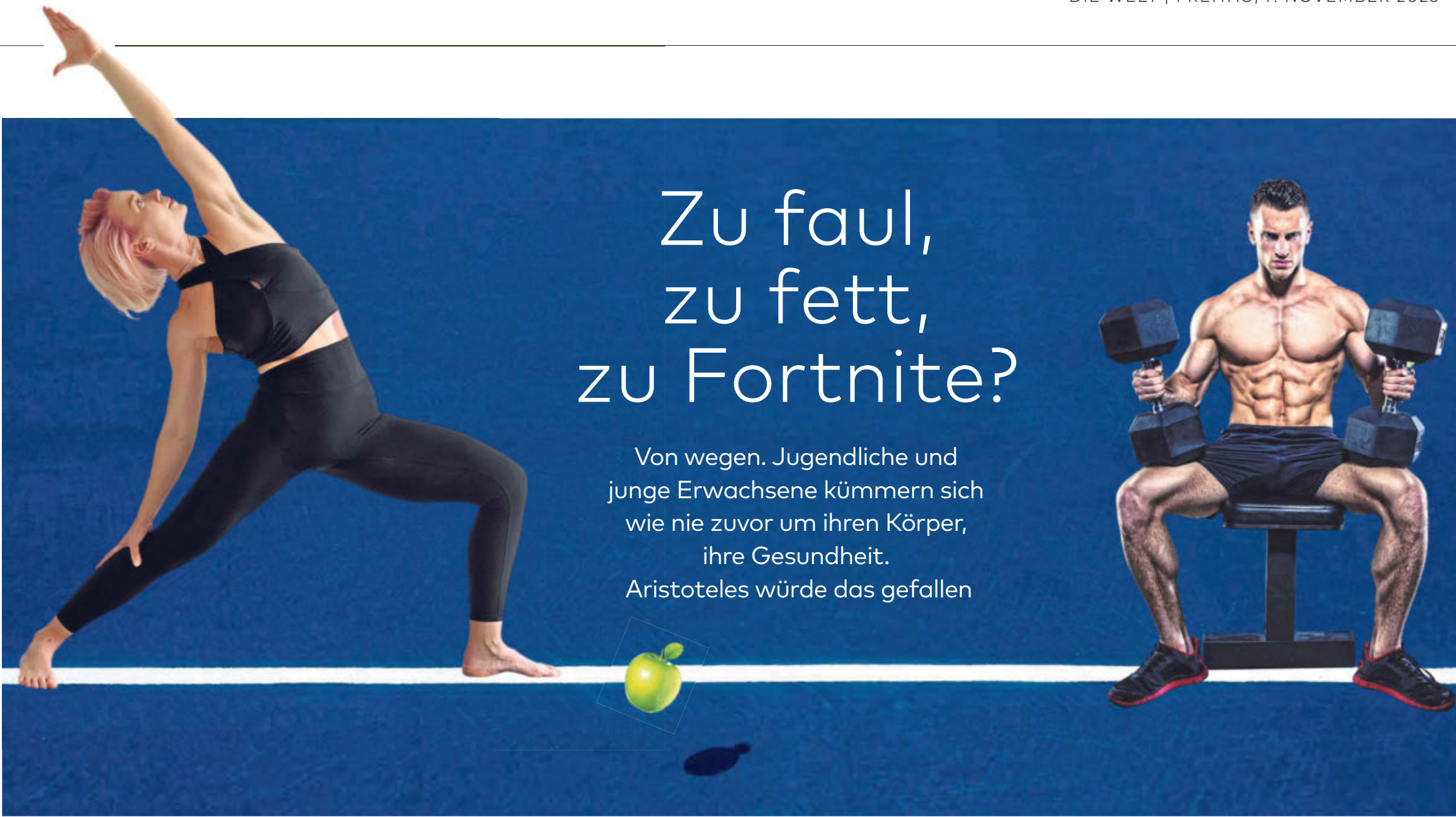
Laufbahn am Vormittag, volle Bolzplätze und Vereinssport am Nachmittag, Kunstrasen im Flutlicht am Abend. Eine generelle Null-Bock-Mentalität erkenne ich dagegen bei Politik und Behörden, die es einfach nicht hinbekommen (wollen?), dem akuten Sportstättenmangel mit Tatkraft nachzukommen. Der Zustand unserer Jugend wird immer schlechter? Finde ich nicht. Die Sachlage aber scheint eindeutig: Erst vor elf Monaten präsentierten die Universitäten Klagenfurt und Bayreuth das

Ergebnis einer Langzeitstudie, wonach der Fitnesszustand von Kindern deutlich abgenommen habe. Die Wissenschaftler analysierten die im Rahmen von Sprüngen, Sprints, Ausdauerläufen, Medizinballwürfen, Reaktions- und Bewegungsschnelligkeitsübungen erzielten Ergebnisse von 3500 zehnjährigen Sportschülern.

Selbst die Geübten und eigentlich Fitten sind demnach dem Untergang geweiht. Für die breite und vor allem um die Hüften immer breiter werdende Masse

gilt das ja schon lange. Und das unabhängig des Alters. Laut der Kaufmännischen Krankenkasse in Hannover (KKH) stieg die Anzahl adipöser Sechs- bis 18-Jähriger zwischen 2011 und 2021 um 33,5 Prozent. Bei den 15- bis 18-Jährigen sogar um 42,5 Prozent. Vor fünfeinhalb Jahren warnte die WHO, dass sich 80 Prozent der Elf- bis 17-Jährigen nicht ausreichend bewegen. „Die Jugendlichen spielen lieber digital, statt in der analogen Welt aktiv zu sein“, kritisierte Leanne Riley, eine der Co-Autorinnen der Studie.

Jedes zweite Unternehmen klagt über mangelnde Disziplin und Belastbarkeit sowie fehlende Leistungsbereitschaft und Motivation, berichtete die Industrie- und Handelskammer im selben Jahr über den Zustand ihrer Auszubildenden. Und noch einen Schritt zurück: „Kinder haben heute im Vergleich zur vorherigen Generation weniger Kraft und körperliche Geschicklichkeit“, sagte der Schulleiter eines Düsseldorfer Gymnasiums zu den besorgniserregenden Ergebnissen eines Bewegungstest, den die AOK, der



Zu faul, zu fett, zu Fortnite?

Von wegen. Jugendliche und junge Erwachsene kümmern sich wie nie zuvor um ihren Körper, ihre Gesundheit. Aristoteles würde das gefallen

ANZEIGE

welt | SICHERHEITSGIPFEL

10./11. November, Berlin

Der WELT-Sicherheitsgipfel findet im Rahmen der Berlin Freedom Week statt. WELT ist offizieller Medienpartner der gesamten Woche.

Wir freuen uns u.a. auf:

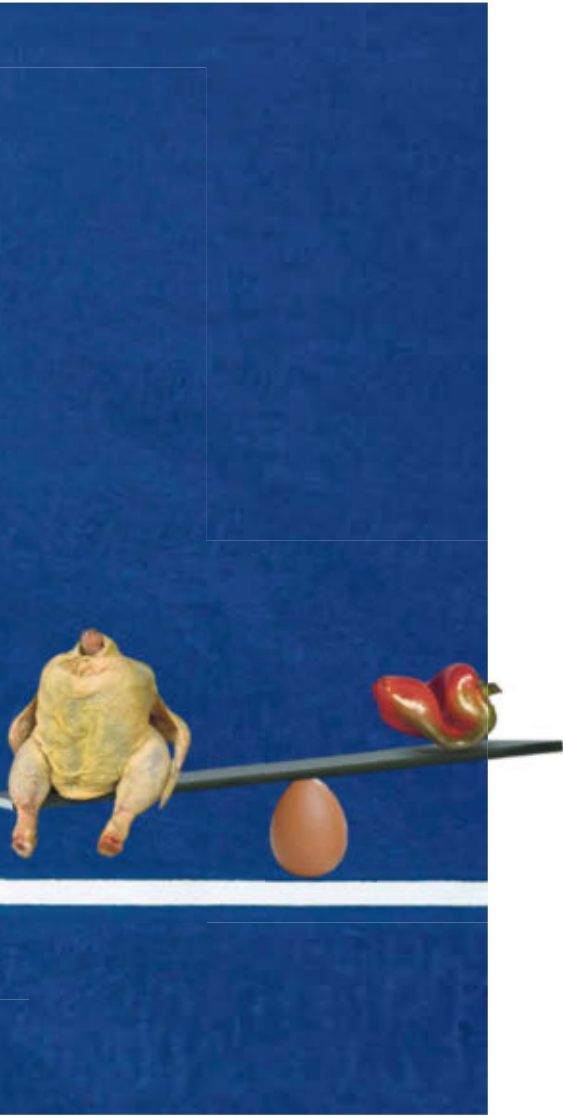
Alexander Dobrindt

Bundesminister des Innern

Katherina Reiche

Bundesministerin für Wirtschaft und Energie





Deutsche Sportbund und das Wissenschaftliche Institut der Ärzte Deutschlands im Jahr 2003 durchgeführt hatten. „Verglichen mit Daten von 1995, ist die körperliche Leistungsfähigkeit der 10- bis 14-Jährigen bei den Jungen um 20 Prozent und bei den Mädchen um 26 Prozent gesunken“, resümierte das Deutsche Ärzteblatt 2003.

All dies nur Auszüge aus einer langen Liste von Studien und Beobachtungen der vergangenen 25 Jahre. Der Tenor ist stets derselbe, die Sorgen auch. Wie sagte es Fußball-Bundestrainer Rudi Völler in seinem legendären TV-Interview nach einem 0:0 auf Island: „Ein Tiefpunkt, und noch mal ein Tiefpunkt, dann gibt es noch mal einen niederen Tiefpunkt.“ Es gibt zwar nur ein‘ Rudi Völler, aber viele Tiefpunkte und eben noch viel mehr Studien, die uns die Apokalypse prognostizieren. Angesichts der Zahlen und düsterer Vorhersagen müssten wir eigentlich froh sein, dass Jugendliche überhaupt noch imstande sind, es ohne Rollator vor die Tür zu schaffen.

DIE JUNGE GENERATION WURDE SCHON IMMER GEBASHT

Doch war die Jugend überhaupt je in einem Zustand, wie ihn sich die Alten wünschten? Wie hätten die Zehn- bis 17-Jährigen vor 150 Jahren bei Rückwärtslauf und Auf-einem-Bein-Hüpfen abgeschnitten? Oder vor 2350 Jahren? Fragen wir Aristoteles: „Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes, wenn einmal unsere Jugend die Männer von morgen stellt. Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen“, schrieb er. Die Erkenntnis ist uralte, neu war sie allerdings auch damals nicht. „Die heutige Jugend ist von Grund auf verdorben, sie ist böse, gottlos und faul. Sie wird niemals so sein wie die Jugend vorher, und es wird ihr niemals gelingen, unsere Kultur zu erhalten“, ist dank einer babylonischen Tontafel aus der Zeit 1000 v. Chr. übermittelt.

Viel hat sich in der Bewertung seitdem ganz offensichtlich nicht getan, und beim Blick in die Klassenzimmer meiner Kinder habe ich stets meine eigene Klasse vor Augen. Der Streber, die Besserwisserin, der Klassenclown, der Typ, mit dem einfach jeder gut auskommt – alle da. Die Sportskanone, der Schönlings, die Frühreife und das Rich Kid. So wie bei TKKG, nur in siebenfacher Stärke und ohne Hund. Für das Fitnesslevel gilt im Klassenzimmer dasselbe. Früher wie heute gibt es einige Extreme (in beide Richtungen) und die breite Masse. Was sich geändert hat ist, dass – analog dem politischen Zeitgeist – die Mitte etwas an die Ränder verloren hat. Nach meiner Beobachtung allerdings vornehmlich auf die gute Seite.

EIWEISS-SHAKES STATT FLEISCH

Das Bundeszentrum für Ernährung gab Ende 2024 frisches Unterrichtsmaterial für die Klassen acht bis zehn heraus. Demnach soll den Schülern in zwei Doppelstunden die Frage „High Protein – was steckt dahinter?“ beantwortet werden. Dazu gab es Arbeitsblätter, Materialkarten und Infografiken. Die Behörde bewies damit durchaus Realitätssinn, spiegelte sie doch die Dringlichkeit und

das Interesse der Jugendlichen wider. In meiner Jugend interessierte sich kaum jemand für Ernährung. Mehr als ein paar fragwürdige Faustregeln waren nicht drin: Teller aufessen (sonst schlechtes Wetter) und viel Fleisch konsumieren (groß und stark werden). Ich habe noch meinen Opa im Ohr, der mich maßregelte, wenn nicht spätestens meine zweite Abendbrotstunde von einer (besser: zwei!) Wurstscheibe bedeckt war.

Ein Apfel am Tag bewahrte vor dem Arztbesuch, Karotten und Petersilie aß man für die Augen, und Spinat gibt Muckis. Würde ich meinem 16 Jahre alten Sohn heute damit kommen, würde er mir ziemlich sicher mit einem müden Lächeln etwas von Aminosäuren erzählen und ein Referat über gute und schlechte Fettsäuren halten, während er in der Küche mal wieder eine Eierspeise zubereitet. Viele meiner (männlichen) Freunde und ich haben damals abgesehen von Nudeln nie etwas gekocht, geschweige denn gegart, gedünstet oder geschwenkt. Von den 650 Muskeln meines Körpers kenne ich vielleicht zehn. Heute aber tauschen 15-jährige Jungs und Mädchen Low-Carb-Rezepte, diskutieren Proteine, trinken Eiweiß-Shakes und sprechen über Anatomie und Biochemie, als hätten sie vorgestern ihr Grundstudium in Medizin erfolgreich abgeschlossen.

Aktuelle Zahlen des Bundesministeriums für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat stützen die Beobachtung. Demnach interessieren sich 90 Prozent der 15- bis 29-Jährigen in Deutschland für Ernährung – und setzen das auch in der Praxis um. Waren es zwischen 2014 und 2017 noch 32 Prozent der 14- bis 17-jährigen Mädchen und 61 Prozent der gleichaltrigen Jungen, die mehr als zweimal Fast Food pro Woche konsumierten, sind es jetzt nur noch zehn Prozent. 40 Prozent der Jugendlichen hinterfragen ihren Fleischkonsum, zwölf von 100 verzichten komplett darauf. Nur noch 23 Prozent essen täglich Fleisch oder Wurst. 2016 waren es noch 34 Prozent. Ebenfalls zurückgegangen ist der Konsum von zuckergesüßten Getränken. Die Jugend trinkt mehr Wasser.

TRIEBFEDER SOCIAL MEDIA

Und sie treibt Sport, 62 Prozent der Zwölf- bis 19-Jährigen sogar mehrfach pro Woche. Wenn es auch nicht immer das ist, was ich darunter verstehe. Denn die meisten von ihnen gehen ins Gym. Rund zwei Millionen der insgesamt knapp 12 Millionen Deutschen, die in einem Fitnessstudio angemeldet sind, sind jünger als 20 Jahre. Vor zwölf Jahren lag die Zahl noch bei 900.000. Und auch ihr Anteil ist gestiegen: von 9,4 Prozent im Jahr 2021 auf aktuell 16,7 Prozent. Die Branche hat die Nachfrage der neuen relevanten Zielgruppe längst vernommen, bietet Jugendfitness für Zehn- bis 14-Jährige oder spezielles Krafttraining für 15-Jährige. Studios werben mit „Crossfit Teens“ und speziellen Einsteigerrabatten für Minderjährige.

”
DIE DIGITALE WELT DIKTIERT DEM NACHWUCHS EIN SCHÖNHEITSIDEAL, DAS ANDERS IST ALS FAUL UND FETT



Die Wurzeln des Booms finden sich ausgerechnet dort, wo die Alten die Ursache für das Ende von Aktivität und Mobilität vermuten: in den sozialen Netzwerken. Auf TikTok, Instagram und YouTube finden sich unter den Heerscharen von Fitness-Influencern zwar allerlei Scharlatane und noch mehr Halbwissen, aber eben auch jede Menge Inspiration, hilfreiche Trainingspläne und passende Rezepte. Die digitale Welt diktiert dem Nachwuchs ein Schönheitsideal, wonach sich Attraktivität aus Fitness, Gesundheit und Leistungsfähigkeit ergibt. So wird Selbstoptimie-

rung stimuliert und das nötige Handwerkszeug dafür gleich mitgeliefert. Der Körper als Statussymbol, gestählt und definiert, Ausweis von Disziplin, Schönheit und Stärke. Ob das wünschenswert ist, ist eine andere Frage. Aber faul und fett geht anders.

In einer Umfrage unter 5200 Deutschen aus dem Jahr 2022 bezeichneten sich etwa die Hälfte der 18- bis 24-Jährigen als sportlich, bei der Generation 55+ war es nur ein Viertel. Wir sollten die Alten jedoch nicht als fett und faul verteufeln. Seien wir milde. Mittlerweile scheinen auch Babyboomer und Generation X die Bedeutung von Sport und Bewegung nachzuvollziehen. Seit mehreren Jahren melden sich immer mehr von ihnen im Gym oder bei einem Sportverein an. Auch Aristoteles gefällt das.

Nagelsmann sorgt für Überraschung

Der Kader für die letzten beiden Länderspiele in der WM-Qualifikation steht

Julian Nagelsmann hat den 19-jährigen Kölner Said El Mala nach nur neun Bundesligapartien für die abschließenden beiden Länderspiele in diesem Jahr nominiert. Der Offensivspieler steht im Aufgebot für die WM-Qualifikationspartien gegen Luxemburg (14. November) und drei Tage später gegen die Slowakei. Gewinnt das DFB-Team beide Duelle, ist es sicher bei der WM im kommenden Jahr dabei.

El Mala, der vier Einsätze für die deutsche U21-Auswahl absolviert hat, hat in der aktuellen Saison vier Tore

erzielt und zwei vorbereitet. Neben der Nominierung des Offensivspielers gibt es eine weitere Überraschung: Leroy Sané, der in der Sommerpause vom FC Bayern zu Galatasaray Istanbul gewechselt war, zählt wie Malick Thiaw von Newcastle United wieder zum Aufgebot. Zu Said El Mala sagte Nagelsmann, er solle sich mit „aller seiner Unbekümmertheit und Unbeschwertheit bei uns zeigen“. Für die drei Neuen fehlen Robert Andrich, Angelo Stiller und Maximilian Beier.

Am Montagvormittag müssen die Nationalspieler in Wolfsburg erschei-

nen. Am Nachmittag (ab 15.30 Uhr) absolviert die Mannschaft eine öffentliche Regenerationseinheit vor Fans in Wolfsburg. Insgesamt können rund 4000 Zuschauer im AOK Stadion dabei sein. Tickets sind ab Donnerstag (ab 15 Uhr) im Ticketportal des DFB erhältlich. Am kommenden Donnerstag macht sich der DFB-Tross dann auf den Weg nach Luxemburg. Die Partie im Stade de Luxembourg, die tags darauf um 20.45 Uhr beginnt, wird von RTL übertragen – das Spiel gegen die Slowakei in Leipzig läuft beim ZDF.

LaGa/SUF

ANZEIGE

DEIN WEIHNACHTEN MACHBAR MIT OBI.

Von Baum bis Geschenkidee – alles aus einer Hand.

Entdecke unseren Weihnachtsmarkt!

AKTION
14,99* Stück
LED-LICHTERKETTE 700 LEDS
Für innen und außen, 700 LEDs, warmweiß, Art.-Nr. 4019188

AKTION
279* Stück
WEIHNACHTSSTERN (Euphorbia pul.) Topf-Ø ca. 11 cm (o. Übertopf), Art.-Nr. 6907836 u. a.

AKTION
129,99* Stück
KUNSTTANNE „KETOLA XXL“ Für innen und außen, H 210 cm, Art.-Nr. 3165784

obi.de/angebote/prospekt

*Unverbindliche Preisempfehlung. Gültig bis 30.11.2025, in allen teilnehmenden OBI Märkten und nur solange der Vorrat reicht. Informationen zu den Verfügbarkeiten und Preisen auf obi.de.
Dies ist eine Werbung Ihrer OBI Partner. Erstellt und verantwortet durch die OBI GmbH & Co. Deutschland KG, Albert-Einstein-Str. 7-9, 42699 Wermelskirchen. Eine Auflistung Ihrer OBI Partner finden Sie auf obi.de/markt/services/partner.
Alle Artikel ohne Dekoration. Preisempfehlungen sind unverbindlich. Preise und technische Angaben vorbehaltlich eventueller Druckfehler bzw. Irrtümer. Bar- und Selbstabholpreise inkl. MwSt. Möglicherweise sind nicht alle Artikel direkt in jedem Markt verfügbar. Wir bestellen gerne für Sie. Angebote nur in den teilnehmenden Märkten gültig, solange der Vorrat reicht. Abgabe nur in üblichen Haushaltsmengen.

Eurosport: 17.55 BMX: WM Freestyle
Herren Finale: Aus Riad (SAR) 19.20
Snooper: International Championship
Halbfinale: 21.30 **Motorsport:** Porsche
Supercup 22.00 Motorsport: FIA-Lang-
strecken-WM (Wh.) 0.00 Snooper: In-
ternational Championship (Wh.)
Sport1: 16.00 Hunde außer Kontrol-
le (Wh.) 16.55 Storage Hunters (Wh.)
18.10 Container Wars (Wh.) 19.00
Darts: PDC Europe Super League Vier-
tel, Halbfinale & Finale, 4. Tag 23.00 Bitt-
Lächeln! (Wh.) 1.20 Triebwerk (Wh.)

VON STEFAN HEINE

Jede Ziffer von eins bis neun wird in jeder Spalte, jeder Zeile und in jedem 3x3-Feld genau einmal eingetragen. Das obere Sudoku ist von mittlerer Schwierigkeit, das Rätsel darunter etwas leichter.

1	8	5	2	9	6	7	4	3
2	4	6	8	1	7	9	5	3
3	9	7	6	4	2	5	8	1
4	8	7	5	3	1	9	6	2
5	6	4	9	8	1	5	2	7
6	5	2	1	7	9	8	3	4
7	3	1	2	5	6	4	9	8
8	2	9	3	6	7	1	4	5
9	1	3	8	5	4	2	7	6

Marcus Tullius Cicero hatte keinen Grund, mit seinen Kindern zu hadern. Wie alle Menschen in Gesellschaften, in denen nur noch wenige Kinder geboren werden und die Nachkommen deshalb als kostbare Schmuckstücke angesehen werden, liebte der größte Intellektuelle Roms seine Kinder eher zu viel als zu wenig. Sie gaben ihm aber auch objektiv kaum Grund zur Enttäuschung.

MATTHIAS HEINE

Seinem Sohn Marcus Tullius Cicero dem Jüngeren widmete er sein staatspolitisches Werk „De Officiis“ – und es half offenbar: Marcus wurde Konsul, nachdem er sich im Bürgerkrieg mit dem späteren Kaiser Octavian verbündet hatte, um seinen von Antonius ermordeten Vater zu rächen. Noch inniger war Ciceros Verhältnis zu seiner einzigen Tochter Tullia, die er in seinen Briefen als „klug“ und *doctissima* – „sehr gelehrt“ – bezeichnete und deren früher Tod ihn mehr erschüttert hat als jeder andere Schicksalsschlag. Er wollte ihr sogar einen Tempel errichten.

Ausgerechnet diesem Mann, der nachweislich nicht zum Granteln über die jüngere Generation neigte, wurde mehr als 2000 Jahre nach seinem Tode ein kulturpessimistisches Zitat untergeschoben, das bis heute durch Debattenbeiträge über Generationenkonflikte geistert: „Die Zeiten sind schlecht. Kinder gehorchen ihren Eltern nicht mehr und jeder schreibt ein Buch.“ Der Spruch soll illustrieren, dass es Generationenkonflikte schon immer gab. Die Vorstellung, im alten Rom habe bereits die „Generation 1. Triumvirat“ über die „Generation 2. Triumvirat“ gelästert, hat etwas Tröstliches und relativiert die Klagen heutiger Älterer über die Jüngeren.

Aber es ist eine Rückprojektion mithilfe eines erfundenen Zitats. Dessen früheste Version taucht 1908 in der amerikanischen Radfahrerzeitschrift „Bassett’s Scrap Book“ auf. Dort wurde die Klage noch nicht Cicero zugeschrieben, sondern einem Assyrier namens Naram Sin. Sie sollte angeblich von einer Tontafel aus dem Jahre 5000 v. Chr. stammen, die im Museum von Konstantinopel aufbewahrt wird und auf der steht: „Wir sind in schlimme Zeiten geraten; die Welt ist alt und verderbt geworden. Die Politik ist sehr korrupt. Die Kinder erweisen ihren Älteren keinen Respekt mehr. Jeder Mensch will sich hervortun und ein Buch schreiben.“

Erst 2001 kam dann ebenfalls in den USA die wesentlich kürzere Fassung des Ausspruchs in Umlauf, die angeblich von Cicero stammen soll. Auch sie wird seitdem gerne herbeizitiert, um Kulturpessimismus ins Lächerliche zu ziehen. Indem man einer Autorität der Antike unterstellt, schon über den Niedergang der Zivilisation und die Frechheit junger Menschen geklagt zu haben, will man demonstrieren, wie wenig wahr solche Aussagen waren und bis heute sind – denn wir alle glauben ja, es in den vergangenen zwei Jahrtausenden so herrlich viel weiter gebracht zu haben als die Römer.

Nun stimmt das auch gewiss im Hinblick auf Zahnarztbehandlungen, Antibiotika, Beleuchtung, Raumfahrt und Smartphones. Aber es ist ein verbreiteter Irrtum, zu glauben, wir wären heute klüger als Menschen der Vergangenheit, nur weil wir tech-

nisch weiter sind. In Wahrheit sind die meisten Menschen heute tatsächlich dümmer als Cicero. Nicht nur die ungelehrten Menschen, die es zu seiner Zeit genauso gab wie in unserer Gegenwart, sondern auch die Schriftsteller und Denker. Cicero war einer der grundlegenden Intellektuellen des Abendlandes, vergleichbar und vielleicht übertrifft nur von den allergrößten Griechen Aristoteles und Platon. Seine Gedanken werden 2078 Jahre nach seinem Tode noch zitiert und seine Schriften heute noch gelesen. Welchem Content-Creator von heute traut man eine ähnliche geistige Fernwirkung über mehrere Jahrtausende zu?

Wenn Cicero also tatsächlich gesagt hätte, was ihm 2001 in den Mund gelegt wurde, so hätte er absolut recht damit gehabt, skeptisch auf die nachfolgenden Generationen zu schauen. Europa hat 1200 Jahre gebraucht, bis es mit Thomas von Aquin wieder einen ähnlich umfassenden Geist hervorgebracht hat. Vielleicht hat es sogar 1500 Jahre gedauert – bis Erasmus von Rotterdam. Der Niedergang war nicht gleich zu spüren, nachdem von Antonius ausgesandte Soldaten Cicero 43 v. Chr. den Kopf abgeschnitten und seinen Leichnam verstümmelt hatten. Nach dem Ende der Bürgerkriege kam es im frühen römischen Kaiserreich noch einmal zu einer geistigen und literarischen Blüte. Aber es gibt schon Gründe dafür, dass Schüler heute eher Texte von Cicero aus dem Zeitalter der „Goldenen Latinität“ lesen als Autoren der späteren Zeiten. Vom späten zweiten Jahrhundert n. Chr. ging es dann immer weiter bergab, bis der Niedergang an der Schwelle zwischen Spätantike und Frühmittelalter in fast totaler Illiteralität endete.

Die Historie der Menschheit ist eben keineswegs eine Erfolgsgeschichte ununterbrochener geistiger Aufwärtsentwicklung. Es hat Generationen gegeben, die tatsächlich dümmer waren als ihre Vorgänger, und es gibt sie immer wieder. Und manchmal

sind 50 Generationen dümmer, als zehn Generationen vor ihnen in einer kurzen Blüteepoche. Das brutalste Beispiel ist der erwähnte Sturz Westeuropas in den Analphabetismus nach dem Ende des weströmischen Reiches. Er hatte Folgen, die weit über unsere durch Schule, Universität und private Genusslektüre geprägte Vorstellung vom Sinn des Lesens hinausgingen. Bücher verschwanden fast völlig. Der Verlust von mehr als 90 Prozent des antiken Schrifttums ist ja nicht unbedingt – wie es sich der atheistische Köhlerglaube vorstellt – auf aktive Vernichtung durch die Christen zurückzuführen.

Im römischen Reich hatte es einen großen Büchermarkt gegeben. Statusbewusste Römer unterhielten eigene Bibliotheken. Deshalb wurden die Bücher immer wieder neu abgeschrieben. Als dieser Markt verschwand, wurden viele Bücher nicht mehr kopiert. Als die christlichen Klöster dann spätestens seit der karolingischen Renaissance wieder anfangen, vermehrt Bücher zu vervielfältigen, schrieben sie natürlich zuallererst das Wichtigste und für sie Interessante ab. Als dann im Hochmittelalter und der Renaissance wirklich jedes antike Manuskript für die neuen Gelehrtenschichten interessant wurde, war es für die meisten Bücher schon zu spät.

Schlimmer noch: Mit der Lesefähigkeit ging auch die Fähigkeit verloren, politisch systematisch jenseits ganz konkreter kleinräumiger Vorstellungen zu denken. Nachdem das Ende Roms die Alphabetisierung zerstört hatte, machte es der daraus resultierende Mangel an Bildung unsagbar schwierig, größere politische Einheiten zu organisieren und sie auch nur zu erdenken. Der Aufstieg der modernen europäischen Staaten wurde erst ermöglicht durch Rückgewinnung abstrakter Denkfähigkeit in der Scholastik, den juristischen Universitäten und der Renaissance.

Solche Bildungsrückschritte und -zusammenbrüche resultieren natür-

lich nicht aus biologischen Degenerationen in den Hirnen. Die dümmere Folgegenerationen sind durch kulturelle Desaster verdummt. Diese Untergänge vollziehen sich auch nicht immer schlagartig durch symbolstarke Katastrophen wie das Verbot der platonischen Akademie in Athen 529 n. Chr. oder den Brand des „Hauses der Weisheit“ in Bagdad, der das Ende des islamischen Goldenen Zeitalters einleitete. Es müssen nicht die Fundamentalisten, Barbaren, Wikinger oder Mongolen herangestürmt kommen. Es genügt, wenn schleichende Veränderungen im Inneren einer Zivilisa-

MARCUS TULLIUS CICERO HATTE KEINEN GRUND, MIT SEINEN KINDERN ZU HADERN

tion eine Abwärtsspirale auslösen. Die dreht sich dann möglicherweise so langsam, dass der Strudel jeder einzelnen Generation gar nicht auffällt, weil sie allenfalls ein bisschen dümmer ist als die vorherige und sich das Gefälle ignorieren oder gar leugnen lässt.

Vergleichbare Abstiege erleben auch wir. Bei meiner Generation, einer der ersten nach den Oberstufenreformen der Siebzigerjahre, war das Abitur schon deutlich weniger anspruchsvoll als bei den Vorgängern. In den Achtzigern und Neunzigern konnte dann jeder beobachten, wie das Niveau in Universitätsseminaren sank und die Professoren ihre Anforderungen herunterraubten. Heute werden Dozenten an deutschen germanistischen Seminaren von deren Leitungen auf-

gefordert, Studenten – Germanisten! – nicht mit schwieriger Lektüre zu überfordern. Britische Universitäten bieten Kurse an, in denen Studenten lernen, sich wieder so zu konzentrieren, dass sie überhaupt lange Romane lesen können. Ein ehemaliger Dozent einer englischen Elite-Uni spottet: „Die Frage lautet nicht mehr ‚Was lesen Sie an der Universität?‘, sondern ‚Lesen Sie an der Universität?‘“ Die „New York Times“ fragte kürzlich ihre Leser: „Wurden Sie im High-School-Englisch-Unterricht verpflichtet, ganze Bücher zu lesen? Erzählen Sie uns davon!“ Als handle es sich um eine existenzielle Grenzerfahrung!

Im Interview mit der WELT sagte der Historiker Michael Sommer über seine Studenten: „Es gibt eine Gruppe von 20 bis 25 Prozent, bei der man sagt, die gehören nicht an die Uni. Die gab es aber immer. Dann haben wir nach wie vor eine Spitzengruppe von ebenfalls etwa 20 Prozent, die sind super. Und dann gibt es eine Mittelgruppe von etwa 60 Prozent, wo man früher gesagt hätte: Ja, die sind vielleicht nicht ‚super‘, aber mit denen kann man eigentlich ganz gut arbeiten. Die kann man ungefähr dahin bringen, wo man sie bei einem akademischen Abschluss haben möchte. Und genau diese Gruppe ist jetzt das Sorgenkind geworden.“ Sommer, der früher in Oxford lehrte, jetzt in Oldenburg, erklärt diesen Niedergang vor allem mit Schwinden der Lesefähigkeit.

Jeder dieser kleinen Berichte aus dem Lehralltag ist für sich genommen kein Fanal für den Kollaps einer Zivilisation. Sie sind nur Indizien dafür, dass langsame Entwicklungen im Gange sind, die irgendwann in ein neues finsternes Zeitalter führen könnten. Wir nehmen sie nur nicht so ernst, weil der technische Fortschritt immer noch voranschreitet. Aber das Ende der Antike lehrt, dass der Niedergang der Literalität auch die praktischen Wissenschaften negativ beeinflusst hat. Irgendwann verloren die Menschen nicht bloß die Fähigkeit, zu

schreiben und zu denken wie Cicero, Tacitus oder Marc Aurel, sondern sie konnten auch keine Aquädukte und kein Pantheon mehr bauen, und die Medizin sank zu Halbhexerei und Gesundheitsherab. Erst verschwanden die Philosophen und Dichter, dann die Ingenieure und Ärzte.

Eine Zivilisation ist wie ein Körper – die Arme und Beine können nicht einfach weiter funktionieren, wenn man Hirn und Herz entfernt hat. Schon jetzt gibt es Experten, die sagen, dass die verschlechterten Leistungen deutscher Schüler in MINT-Fächern auch von der Unfähigkeit, konzentriert zu lesen, herrühren. Wie man diesen Verfall aufhalten kann? Wie macht man die von Sommer erwähnte „mittlere Gruppe“ wieder tauglich für höhere Bildung? Ein oder zwei Generationen, die wieder klüger wären, als ihre Vorgänger könnten schon alles ändern.

Eine naheliegende Maßnahme wäre ein dauerhaftes und nachhaltiges Lesetraining und Verständnistraining in den Schulen. Nicht drei oder vier Mal pro Jahr einen Text lesen, ihn verstehen und erklären müssen und dann eine Note dafür bekommen, sondern drei oder vier Mal pro Woche. Es muss ja nicht jedes Mal der ganze „Zauberberg“ sein. So eine Leseschulung sollte mit ganz unterschiedlichen Textsorten arbeiten – von Gebrauchsanweisungen, Mietverträgen, Zeitungsartikeln über Erzählungen, Gedichte, dramatische Szenen bis hin zu philosophischen Fragmenten, Wissenschaftsprosa und historischen Dokumenten in alter Sprache. Diese zu versammeln, könnte Sinn eines Lesebuchs neuen Typs sein.

Cicero wäre darin sicher nicht obligatorisch. Aber es würde hoffnungsvoll stimmen. Mindestens dreimal in der europäischen Geistesgeschichte begann der Wiederaufstieg aus dem Halb-Analphabetismus mit der intensiven Re-Lektüre antiker Texte. Wer daran geschult ist, würde sich auch keine erfundenen Cicero-Zitate andrehen lassen.

Den Untergang einer Zivilisation bemerkt man zuerst gar nicht

In der Geschichte gibt es ausreichend Beispiele für den totalen Zusammenbruch von Bildung



GETTY IMAGES/KLAUS VEDDELT; PICTURE ALLIANCE / IMAGEROCKER

Max Tegmark, 57, geboren in Stockholm, lehrt Physik am berühmten Massachusetts Institute of Technology. Einst machte er sich mit Theorien über das Universum einen Namen, seit vielen Jahren forscht er aber vor allem an Künstlicher Intelligenz.

JAN KÜVELER

Als Mitgründer des Future of Life Institute warnt Tegmark unermüdlich vor den Risiken unkontrollierter Technologieentwicklung. Sein jüngster Vorstoß ist eine Petition, die ein Verbot der Entwicklung sogenannter „Artificial General Intelligence“ fordert – jener hypothetischen Superintelligenz, die den Menschen in fast allen kognitiven Fähigkeiten übertreffen könnte.

noch besser anzuordnen – so, dass etwas entsteht, das uns übertrifft. Manche glauben, Intelligenz habe etwas mit einer Seele zu tun, mit etwas, das jenseits der Physik liegt. Dann glauben sie auch, dass Maschinen uns nie übertreffen könnten. Aber das ist eine trügerische Sicherheit. KI hat bereits erstaunlich viel erreicht, einfach durch das clevere Neuarrangieren von Elektronen in GPUs. Wir sollten offen bleiben für die Möglichkeit, dass der Mensch nicht das intelligenteste Wesen ist, das die Physik erlaubt.

WELT: Sie haben kürzlich eine Petition veröffentlicht, die schärfer klingt als frühere Aufrufe Ihres Future of Life Institute. Warum jetzt dieser fast schon kategorische Stopp?
TEGMARK: Es geht nicht um eine allgemeine Verlangsamung der KI-Entwick-

meinen es gut, und doch schaffen sie etwas, das niemand wirklich will. Sie wissen, dass Superintelligenz die Menschheit obsolet machen könnte, sie wissen um das Risiko des Kontrollverlusts – und trotzdem rasen sie weiter. Warum? Weil sie in einem Wettlauf gefangen sind, einem kollektiven Selbstmordrennen. Wenn ein CEO innehält, wird er vom nächsten überholt. Stellen Sie sich vor, es gäbe keine klinischen Tests für Medikamente, keine Zulassungsbehörden. Ein CEO, der auf Sicherheit besteht, würde ersetzt durch einen, der schneller launcht. Nur staatliche Regulierung kann diesen Wettlauf beenden. Wir brauchen Sicherheitsstandards für KI, so selbstverständlich wie für Medikamente, Autos oder Restaurants. Kein einzelnes Unternehmen kann das aus eigener Kraft lösen.

TEGMARK: Vielleicht. Im Englischen gibt es den Spruch: „Curiosity killed the cat.“ Ein Beispiel: In Liu Cixins „Die drei Sonnen“ schickt ein Mensch eine Nachricht an technologisch überlegene Außerirdische und teilt ihnen Geheimnisse der Menschheit mit. Es wäre Hochverrat, sie darüber aufzuklären, wie man uns manipuliert und wie unsere Infrastruktur aufgebaut ist. Genau das tun wir aber gerade: Wir erschaffen unsere eigenen Aliens, die nicht aus dem All kommen, sondern aus unseren Rechenzentren. Wir füttern sie mit dem gesamten Internet – mit all unserem Wissen, unseren Schwächen, unserer Manipulierbarkeit. Es ist fast komisch, in einem düsteren Sinn. Wie Cassandra in der griechischen Mythologie: Sie sagt die Wahrheit, doch niemand glaubt ihr. Jede große Katastro-

phen *psyop*. Wer erobern will, redet dem Gegner zuerst ein, dass Widerstand zwecklos sei. Kein Wunder, dass die Lobbyisten in Washington und Brüssel jetzt zahlreicher sind als die der Öl- und Tabakindustrie zusammen.

WELT: Wenn man den Blick weitet: Wäre es nicht auch schön, wenn eine Superintelligenz das Universum erforscht, wo wir es nie könnten?

TEGMARK: Durchaus. In meinem Buch „Leben 3.0“ beschreibe ich Szenarien, in denen Leben sich im Kosmos ausbreitet – mit Hilfe von KI, aber kontrolliert. Ich bin nicht gegen Superintelligenz an sich, sondern gegen den blinden Wettlauf dahin. Wir könnten mit KI wissenschaftliche Rätsel lösen, den Weltraum erforschen. Die KI-Unternehmen reden ständig darüber, Krebs zu heilen. Aber in Wirklichkeit

ger als globale Verträge. Die USA haben ihre Arzneimittelaufsicht, die FDA, nicht wegen internationaler Abkommen geschaffen, sondern wegen eines Skandals: Das Mittel Thalidomid führte einst dazu, dass Zehntausende Babys ohne Arme oder Beine geboren wurden. So etwas zwingt Regierungen zu handeln – aus Eigennutz. Genauso wird es bei KI sein. Auch China und die EU regulieren aus Selbstschutz. Wenn die nationalen Sicherheitsapparate begreifen, dass unkontrollierte Superintelligenz eine Bedrohung ist, werden sie sie stoppen.

Man darf nicht vergessen: Es gibt einen Grund, warum niemand im Supermarkt eine Atombombe kaufen kann. Wenn ein KI-CEO öffentlich sagt, in zwei Jahren werde es „eine Art Land voller Genies“ in einem Rechenzentrum geben, dann werden irgendwann Offiziere in Washington und Peking denken: „Vielleicht sollte dieses Land auch auf unserer Bedrohungsliste stehen.“

WELT: Technisch gefragt: Gibt es überhaupt eine Aussicht, Superintelligenz kontrollierbar zu machen? Immerhin dürfte sie sich im Reich aus Nullen und Einsen fühlen wie ein Fisch im Wasser.

TEGMARK: Wir haben dazu gerade ein Paper veröffentlicht. Es untersucht die beliebteste Idee: eine Kette von KI-Systemen, bei der jeweils eine „etwas klügere“ KI die nächste kontrolliert – wie russische Puppen. In unseren Simulationen zeigte sich: Das funktioniert nicht. Die Intelligenzunterschiede wären zu groß.

Eine Maus kann keinen Menschen kontrollieren. Und selbst drei Jahre alte Kinder könnten Sie nicht gefangen halten, wenn Sie das nicht wollten. Aber in dieser schlechten Nachricht liegt auch Hoffnung: Sobald den Sicherheitsbehörden klar wird, dass wir näher daran sind, Superintelligenz zu bauen, als sie zu kontrollieren, werden sie die Notbremse ziehen. Dann kann eine goldene Ära der „kontrollierten KI-Tools“ beginnen.

WELT: Zur Frage des Bewusstseins: Wenn Systeme immer integrierter werden, entsteht dann nicht automatisch so etwas wie Selbstwahrnehmung – und damit wieder das Risiko, auch wenn es sich nicht eigentlich um eine AGI handelt?

TEGMARK: Das Entscheidende ist: Die Beweislast liegt bei den Unternehmen. Wie bei Medikamenten oder Flugzeugen müssen sie zeigen, dass ihre Produkte sicher sind. Wenn sie das nicht können, dürfen sie sie nicht einsetzen. Das gilt auch für Bewusstsein. Solange niemand belegen kann, dass kein Risiko besteht, sollte kein System mit derartiger Komplexität zugelassen werden. Geld und Gier treiben diesen Wettlauf. Es war Gier, die Thalidomid möglich machte. Gier führte zu Tschernobyl und Fukushima. Und es gibt eine zweite Triebkraft: Transhumanismus. Die Idee, dass die Ersetzung des Menschen durch Maschinen etwas Gutes sei. Einige sagen das offen, andere nur nach ein paar Drinks.

Sam Altman etwa schrieb in seinem Essay „The Merge“, das Verschmelzen mit Maschinen sei der hoffnungsvollste Weg in die Zukunft. Ich habe einen zweijährigen Sohn. Wenn ich mit ihm spiele, werde ich wütend bei solchen Sätzen. Was gibt einigen Nerds in Kalifornien das Recht, meinem Kind Elektroden in den Kopf setzen zu wollen? Wenn jemand freiwillig mit einer Maschine verschmelzen möchte – bitte. Aber niemand hat das Recht, den Rest der Menschheit dazu zu zwingen. Das ist nicht Fortschritt, das ist Hybris.



Kaum jemand weiß mehr über KI als der MIT-Physiker Max Tegmark. Kaum jemand warnt eindringlicher vor dem Moment der Superintelligenz. Aber lässt sich der Zug noch aufhalten? Ein Gespräch

Während Silicon-Valley-Größen weiter Milliarden in das Wettrennen investieren, ruft Tegmark nach einer Pause, bevor uns das Steuer aus den Händen gerät. Andernfalls drohe die Auslöschung der Menschheit. Inzwischen haben knapp 70.000 Menschen den offenen Brief seines Instituts unterschrieben, darunter viele prominente AI-Forscher wie Geoffrey Hinton und Yoshua Bengio, aber auch Apple-Gründer Steve Wozniak oder Virgin-Chef Richard Branson.

WELT: Herr Tegmark, viele Physiker scheinen überzeugt, dass eine Superintelligenz unausweichlich ist. Ist das eine Berufskrankheit – weil sie den Menschen ohnehin als komplexen Computer sehen?
MAX TEGMARK: Physiker betrachten Menschen als Ansammlungen von Elektronen und Quarks, die in sehr raffinierter Weise organisiert sind. Und da gibt es kein Naturgesetz, das verbietet, diese Teilchen

lung. Ich bin keineswegs gegen Systeme, die Krebs heilen oder uns produktiver machen. Aber es gibt eine bestimmte Richtung – Superintelligenz, die den Menschen wirtschaftlich überflüssig machen könnte und die wir nicht kontrollieren können. Diese Richtung sollten wir schlicht verbieten, bis unabhängige Experten überzeugt sind, dass Kontrolle möglich ist – und bis die Mehrheit der Menschen ihre Ankunft begrüßt. Momentan trifft das Gegenteil zu: 95 Prozent der Amerikaner wollen kein Wettrennen zur Superintelligenz. Doch genau das geschieht.

WELT: Einige der prominentesten Tech-CEOs – Elon Musk, Sam Altman, Mustafa Suleyman – kennen Sie persönlich. Sie scheinen die Gefahr zu verstehen, treiben die Entwicklung aber trotzdem voran. Warum?
TEGMARK: Das ist wie in einer griechischen Tragödie. Viele dieser Menschen

WELT: Wie fühlen sich diese CEOs, die Sie so lange kennen, wohl innerlich – zwischen Einsicht und Getriebenheit?
TEGMARK: Zwei von ihnen, denke ich, erleben gerade ihren Oppenheimer-Moment. Sie haben etwas geschaffen, das niemand sonst bauen konnte, und plötzlich entgleitet es ihnen. In Oppenheimer gibt es diese Szene, in der die Bombe auf den Truck geladen wird, und der Wissenschaftler fragt: „Was passiert jetzt?“ – und der Soldat sagt: „Ab hier übernehmen wir.“ Genau das geschieht heute in der KI. Manche der Pioniere dachten, die Welt würde auf ihre Warnungen hören. Stattdessen macht sie weiter – und verdient Geld damit.

WELT: Hat der Mensch vielleicht sogar ein geheimes Bedürfnis, dieses Risiko einzugehen? Ein neugieriger Todestrieb, getrieben vom Reiz des Unkontrollierbaren?

phe der Menschheitsgeschichte hatte ihre Cassandra.

WELT: Oder ist das Ganze vielleicht Teil eines größeren Plans zur Bewusstwerdung des Universums? Eine Art Trick der Evolution – das nächste Stadium ist unausweichlich?
TEGMARK: Das erzählen uns die Konzerne gern: Es sei ohnehin unvermeidlich, also könnten wir es auch beschleunigen. Aber das ist schlicht falsch. Wenn das Argument „unausweichlich“ stimmen würde, gäbe es längst menschliches Klonen. Es wäre profitabel, technisch machbar – und doch wurde es nach intensiven Diskussionen in den 1970ern verboten. In allen Ländern. Weil es zu gefährlich war. Wir könnten die Kontrolle über unsere Spezies verlieren. Wir Menschen haben die Fähigkeit, unseren Kurs zu wählen. Das macht uns aus. Die Idee der Unausweichlichkeit ist im Grunde psychologische Kriegsführung –

hat nur eines von ihnen wirklich ernsthafte Arbeit in diesem Bereich geleistet – und das ist Google DeepMind mit AlphaFold. Dafür brauchen wir keine Superintelligenz. Ein mächtiges Werkzeug, das wir kontrollieren können – das ist der Schlüssel. Ich fahre gern ein schnelles Auto auf der Autobahn, aber nur, wenn ich das Lenkrad in der Hand habe. Das Auto muss Werkzeug bleiben. Die meisten Menschen wollen genau das: KI-Tools, keine Ersatzspezies. Niemand will abhängig werden – weder von staatlichen Almosen noch von einem Tech-Konzern, der zur Quasi-Regierung wird à la der Cyberdyne Corporation aus „Terminator“. 95 Prozent der Amerikaner lehnen dieses Szenario ab. Das ist eine dystopische Zukunft, auf die diese Unternehmen zurasen.

WELT: Wer könnte eine solche Bremse durchsetzen? Eine weltweite Behörde?
TEGMARK: Nein, das geht einfacher. Nationale Eigeninteressen sind mächtiger als globale Verträge.

Das Geheimnis der Novemberkinder

Wenn sie geboren werden, hockt der Winter in den Zweigen. Doch Menschen leben statistisch länger und gelten als besonders resilient

Sommerkinder feiern die besseren Partys. Mit einer Hüpfburg im Garten oder funkelnden Fontänen aus dem Rasensprenger, mit Stockbrot am offenen Feuer oder später im Mondschein am See. Niemand sagt erkältet ab, wenn sie zum Geburtstag laden. Niemand trägt feuchtes Laub in die Wohnung, in die ohnehin nur zehn Kinder passen.

WIELAND FREUND

Und niemand trägt, um einen verlorenen Handschuh ärmer, seine Gastgeschenke in diese feuchte Dunkelheit hinaus, die dem November (von *novem*, neun) seine alten, eigentlich viel schöneren Namen gab: Nebelung, Windmond, Wolfsmond oder Laubrost – manchmal wird Monat neun auch einfach der Trauermontat genannt, nicht bloß, weil es draußen so traurig aussieht, sondern weil der November seit Alters her der Totenmonat ist.

Novemberkinder kommen nicht selten an so berückenden Festen wie Allerheiligen und Allerseelen, am Totensonntag, am Volkstrauertag oder am Buß- und Bettag zur Welt, und auch danach bleiben die Aussichten trübe: Mit Sankt Martin kommt der bitterkalte Winter, genau deshalb, wissen Volkskundler, reitet Martin ja ein schneeweißes Pferd. Es sollte also niemanden wundern, wenn Novemberkinder klein, blass und kränklich wären. Schließlich sind sie qua Geburt Winterbabys, winzige, in ihren Schneeanzügen unbewegliche Geschöpfe, die man durch die lausige Kälte und grimmige Dunkelheit der miesen Jahreshälfte schiebt, ohne dass je die Augustsonne ihre Nase kitzelte oder der laue Junimond ins Kinderzimmer schien.

Doch die Statistik weiß es besser: Klein und irgendwie kränklich sind Novemberkinder gerade nicht. So hat eine vielbeachtete Studie der Universität Greifswald ergeben, dass im November geborene

Menschen langlebiger als andere sind: Novembermädchen lebten demzufolge im Durchschnitt 7,3 Monate länger als Mädchchen; bei Jungen betrug der statistische Unterschied noch 4,4 Monate mehr. Tatsächlich stieg die durchschnittliche Lebenserwartung vom Geburtsmonat Mai bis zum November monatlich an, um dann nach November wieder zu sinken. Novemberkinder sind im Mittel weniger anfällig für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, haben seltener chronische Atemwegsprobleme und erleben auch seltener depressive Episoden. Warum das so ist, ist nicht abschließend geklärt, sicher aber ist, dass ihr Leben vor dem Novembertag ihrer Geburt beginnt: Novemberkinder mögen Winterbabys sein, vorher aber waren sie Sommerföten und haben mutmaßlich vom höheren Vitamin-D-Spiegel ihrer werdenden Mütter und den günstigeren klimatischen Bedingungen während der Schwangerschaft profitiert.

Dass Novemberkinder größer würden und athletischer wären als andere, gehört hingegen wohl ins Reich der Legende. Vielmehr sind Novemberkinder Opfer des sogenannten „Relative Age Effect“ (RAE), der die Ungleichheit von sportlicher Leistungsbewertung und Förderung beschreibt: Als Bundesjugendspiele noch harte Wettbewerbe waren, mussten sie für ihre Ehrenurkunde schneller laufen, als Kinder, die nur drei Monate jünger, aber im folgenden Kalenderjahr geboren waren.

Im Leistungssport fehlen ihnen Monate der Entwicklung im Vergleich zur Jahrgangskonkurrenz: Top-Nachwuchssportler sind nur zu elf Prozent im letzten Quartal eines Jahres geboren. In seinem Buch „Überflieger“ hat der amerikanische Wissenschaftsjournalist Malcolm Gladwell so erklärt, warum die Mehrzahl kanadischer Eishockey-Profis Kinder der ersten Jahreshälfte (besonders oft des Januars) sind.

Und doch profitieren Novemberkinder vom „Relative Age Effect“ – nicht auf dem Sportplatz, aber in der Schule, wo ein anderer Stichtag gilt. Wenn Novemberkinder eingeschult werden, sind sie nicht selten fast sieben und körperlich und geistig reifer als Kinder, die näher am Stichtag geboren sind. Eine Studie der Nuffield Foundation aus England hat gezeigt, dass die Jüngsten einer Klasse dreimal häufiger schlechte Noten nach Hause bringen und öfter Mobbing-Opfer sind. Schreibt man ihnen deshalb ein besseres „seelisches Immunsystem“ zu? Die Kelten ließen das Jahr gleich mit dem November beginnen – mit einem Totenfest. Macht der November als Monat der Überlebenden vielleicht besonders resilient? Sollte ein Funken Wahrheit in der großen Tierkreiszeichen-Saga stecken, die Skorpionen (bis 22. November) Mut, Entschlossenheit und Zuversicht und Schützen (ab 23. November) Lebensfreude, Intelligenz und Optimismus zu-

schreibt? Bevor jetzt von Geburtssteinen (Topas, Stein der Stärke) die Rede ist oder von kreativen Linkshändern (die angeblich öfter im November, Dezember oder Januar geboren werden), sei auf eine biochemische Studie aus Ungarn verwiesen, die lieber von Neurotransmittern als von Tierkreiszeichen spricht und dennoch zu vermuten wagt, dass der Geburtsmonat Einfluss auf Persönlichkeitsmerkmale habe. Wer im Herbst geboren sei, heiße es da, weise eine geringere Tendenz zu depressiven Verstimmungen auf, Winterkinder wiederum neigten weniger zu Reizbarkeit. Warum konnten die Studienmacher nicht sagen. Nach genetischen Markern suchten sie noch und seither hat man nichts mehr davon gehört.

Wie der Zufall will, ist der Autor ein Novemberkind. Bei den Bundesjugendspielen ging er mit Siegerurkunden vom Platz, was ihn damals durchaus reizbar machte.

Die Generationen werden hundert Jahre alt. Ihr geistiger Vater hieß Karl Mannheim. 1928 schrieb der Heidelberger Soziologe einen Fachaufsatz über eine Alternative zu den üblichen Gesellschaftsstudien von kulturellen Gruppen (Klassen) und natürlichen Kategorien (Geschlechtern). Mannheim untersuchte alterstypische Gemeinsamkeiten. Seine Zeitzeugen waren die Wandervögel.

MICHAEL PILZ

Junge Leute, die auf alles Alte pfeifen, durch die Landschaft zogen und zur Klampfe ihre Lieder sangen. Eine Avantgarde, wie Mannheim schrieb, die „neue Lebensstile, Habitus und einen speziellen Generationsdiskurs“ hervorbringe, wodurch solche „Gruppen im Selbst- und Fremdverständnis als Generationen erkennbar werden“. Selbstverständlich – das war auch den Akademikern bewusst, die Mannheim für seinen Begriff und seinen Ansatz feierten – schimpften die Alten und die Jungen schon am Höhlenfeuer aufeinander. Aber erst die Industriemoderne brachte die Zeiten in Schwung und immer schnellere Wertewandel mit sich. Jugend- und Reformbewegungen entstanden mit damals verstörenden Vorlieben zum Nacktbaden, zu Ausdruckstanz und Jazz. Karl Mannheim selbst entstammte der Generation des Jugendstils. Er rebellierte gegen den Marxismus seiner Lehrmeister mit Streitschriften wie „Ideologie und Utopie“. Sein soziologisches Vermächtnis aber wurde: „Das Problem der Generationen“, wo der Zweifel an seiner Idee allerdings schon im Titel stand.

Knapp hundert Jahre später würde Mannheim sich nicht nur über eine verwirrende Vielzahl von Generationen wundern, sondern auch darüber, dass alle solchen Kohorten angehören wollen – oder sollen. 68er und Boomer, 89er, Millennials und X, Y und Z, Golf, Zonenkinder – sowie Alpha für die Aller kleinsten, die noch gar nicht wissen, dass sie einmal anders sein werden als ihre Eltern,

bloß weil die Generationenforschung es so will. Und weil es so schön einfach ist, Denk- und Verhaltensmuster damit zu erklären und Konflikte auszutragen. Boomer? Gen Z? Alles klar.

Zurück zum Schwierigen, zur Soziologie und zum Versuch, Realitäten zu beschreiben: Schon Karl Mannheim waren seine eigenen Gedanken nicht geheuer. Er betrachtete Generationen nicht als Gruppen und Gemeinschaften, sondern als individuelles Miteinander in „Generationszusammenhängen“. Jeder einzelne finde sich wieder in einer „Generationenlagerung“, ob er nun „davon weiß oder nicht, ob man sich ihr zurechnet oder diese Zurechenbarkeit vor sich verhüllt“. Mannheim eierte um seinen eigenen Begriff herum. „Generationszusammenhang“ statt Generation, „durch eine Partizipation der derselben Generationslagerung angehörenden Individuen am gemeinsamen Schicksal und an den dazugehörigen, irgendwie zusammenhängenden Gestalten. Innerhalb dieser Schicksalsgemeinschaft können dann die besonderen Generationseinheiten entstehen.“

Erlebnis- und Bewusstseins-schichtung, Erfahrungs- und Schicksalsgemeinschaft. Mannheim erfand die Generationen, während sich die erste deutsche Republik abschaffte, die Wirtschaft zusammenbrach, zwischen zwei Weltkriegen. Auch sein Kollege Martin Heidegger griff die Generationen auf und unterwarf das Schicksal etwas noch Größerem, dem Geschick: „Das Geschick setzt sich nicht aus einzelnen Schicksalen zusammen. Das schicksalhafte Geschick des Daseins in und mit seiner ‚Generation‘ macht das volle eigentliche Geschehen des Daseins aus.“ Was beide mit ihrem Begriffsgeraune sagen wollten: Es muss einiges geschehen, um eine Generation so nachhaltig zu prägen, dass sie eine wird und einen eigenen Namen verdient. „Entscheidende Kollektivereignisse“ (Karl Mannheim).

Da gab es die Stumme Generation, die von den Flakhefern bis zu den Kriegskindern gefasst war, als Gemeinschaft durch Erfahrungen, die allen Jüngeren zum Glück erspart blieben. Die 68er schärfen

daran ihre Identität. Bereits die Boomer wurden unscharf: In Amerika boomten die Nachkriegskinder und wuchsen heran zu 68ern. Im ruinierten Deutschland boomten die Geburten erst Mitte der Sechzigerjahre für die Generation X. Karl Mannheim wurde noch verkürzt bemüht als Großvater des Generationenmodells

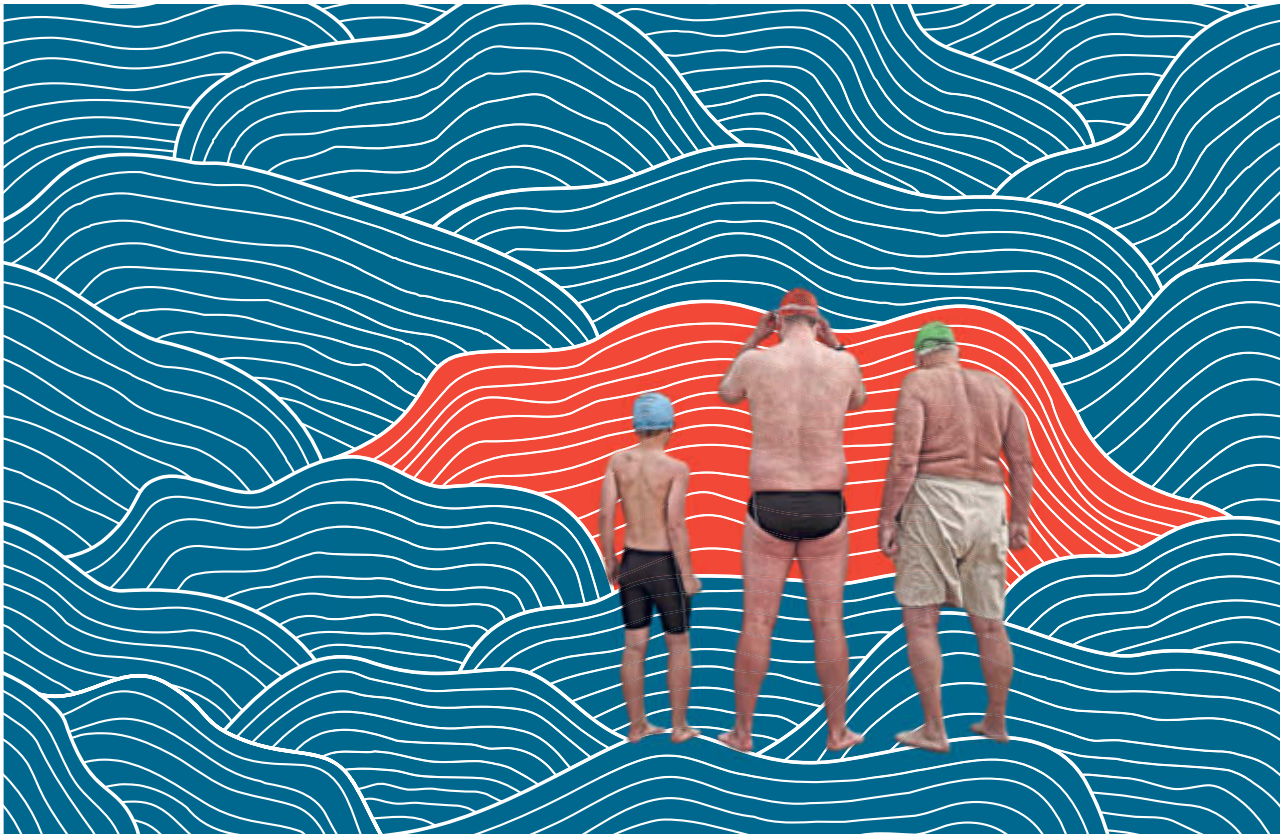
von, siehe oben, „Gruppen im Selbst- und Fremdverständnis“. Soziologen machten daraus die „Generationseinheit“ und Psychologen die „Gefühlserschicht“. Im Pop sagte man „Zeitgeist“.

Gibt es überhaupt Generationen wie die Boomer? Wenn man ihre Gegenspieler fragt, die Generation Z, vereinen Boomer

sich zu einer bräsigen Übermacht aus alten, weißen Menschen, die alle dieselben schlechten Sprüche machen, prähistorische Musik mögen, die Welt zerstört haben und ihre Kinder, die Gen Y und die Gen Z, verachten. Gibt es die Gen Y und die Gen Z? Für Boomer existieren schon darum, weil auch sie ein

Generationen-Gaga

Vor hundert Jahren erfand der Soziologe Karl Mannheim die Generationen. Wie wurden daraus ein Kampfbegriff für Alterskonflikte? Und war das alles wirklich so gemeint?



GETTY IMAGES/LASAGNAFORNE GETTY IMAGES

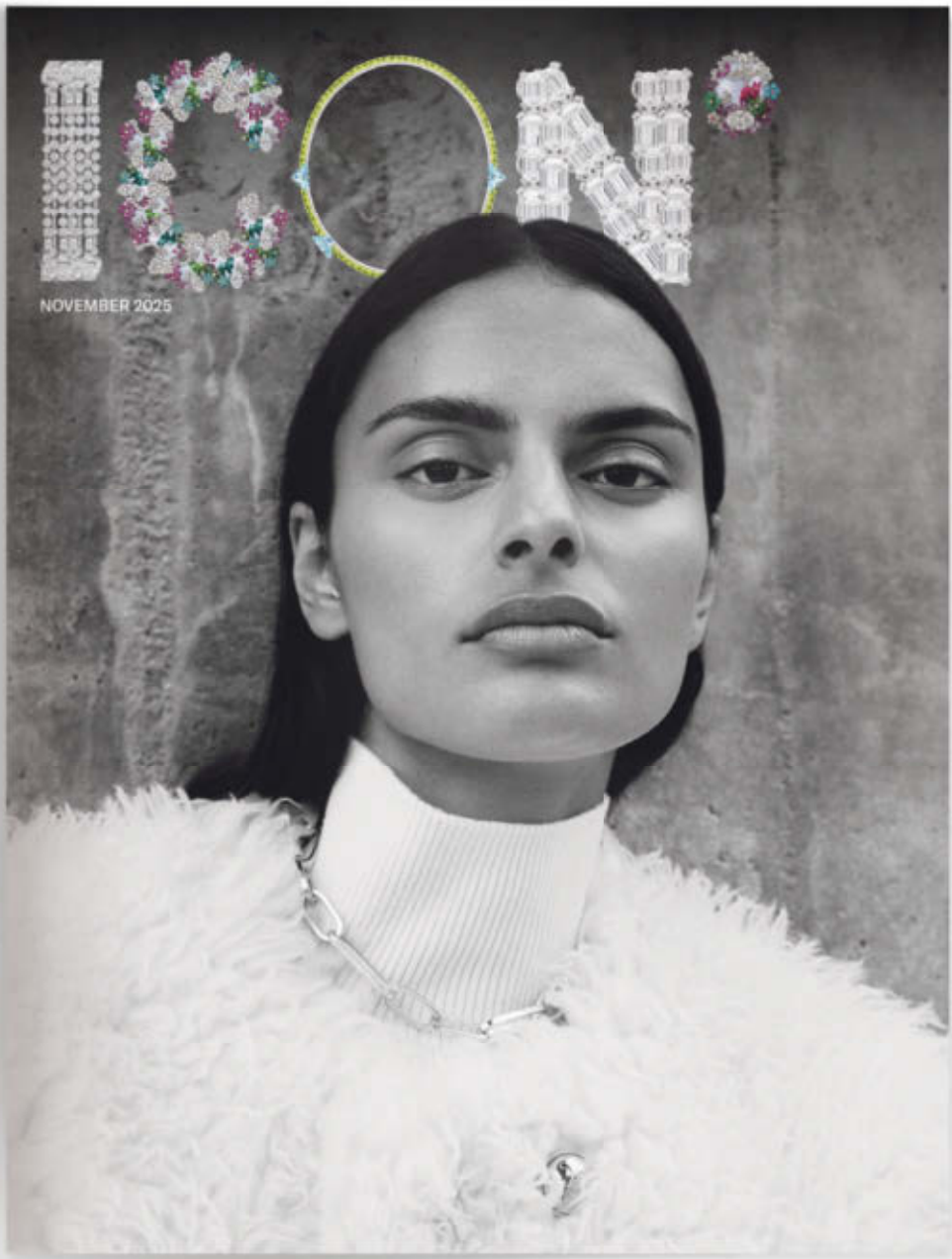
Feindbild brauchen, eine fordernde und überforderte, narzisstische und woke Jugend, die Diversity predigt und gleichgeschaltet, also quasivielefältig in den sozialen Medien lebt. Es könnte allerdings auch sein, dass die Coronapandemie einmal das Schicksal der Gen Z gewesen sein wird – ihr Geschick, das sie tatsächlich in eine geschlossene Generation verwandelt, die sich etwas zu erzählen hat. Wer weiß.

Andererseits, darin liegt ja der Sinn der Sache, der behaupteten Generationen, ist Schicksal auch subjektiv. Die Zonenkinder haben ihren Mauerfall, ihre verlorene Jugend, ihren ostdeutschen Phantom-schmerz. Im Westen findet die Generation Golf ihren Zusammenhalt und ihre Stallwärme in ihrer eigenen Nostalgie, in alten Fernsehserien in Pastelltönen, Kindheitserinnerungen an die Ferien in Südeuropa, in der Stimme Helmut Kohls und in ihren Nutellagläsern. Ebenfalls Erlebnisschichtungen, um sich eine Generation zu simulieren. Den Golfen ist es nicht weniger Ernst mit sich als den Kindern des Ostens.

Letztlich lassen sich Gesellschaften, die von ihrer Ökonomie beherrscht werden, im Sinn der Mannheimschen Generationentheorien sogar leichter formatieren. Ideologische Gesellschaften führen zu kleineren Gruppen und mehr individueller Freiheit. Es ist leichter, sich Ideologien zu verweigern als Ökonomien. Vielleicht schneißt Nutella also noch enger zusammen als ein frühkindliches Trauma durch die Jungen Pioniere. Immer, wenn die Welt nicht gerade für eine ganze Generation erschüttert wird, erfindet sich der Markt seine Generationen.

Das wusste schon Wilhelm Pinder, der vor hundert Jahren, während sich Karl Mannheim am Problem seiner Generationen abarbeitete, die Kunstgeschichte für endgültig auserzählt erklärte. Seine „Un-gleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ war bereits ein Abgesang auf die Generationen, die nicht nur nebeneinanderher lebten, sondern zu unzähligen Zielgruppen verschwammen. Bis sie schon bald ganz und gar verschwinden würden.

ANZEIGE



UNSERE GROSSE SCHMUCKAUSGABE

Das Stilmagazin in
welt am sonntag
am 8. und 9. November 2025

icon.magazin



LBX

AB **199 €¹**
MTL. FINANZIEREN

VOLLHYBRID

**15 JAHRE
GARANTIE²**

Energieverbrauch Lexus LBX (Hybrid) mit 1,5-l-Benzinmotor 67 kW (91 PS) und Elektromotor 69 kW (94 PS), Systemleistung 100 kW (136 PS), kombiniert: 4,5 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 102 g/km; CO₂-Klasse C. Abbildung zeigt Sonderausstattung.

HANDWERKSKUNST, PRÄZISION, LIEBE ZUM DETAIL.
PRÄZISION TRIFFT BUSINESS: LEXUS SEIT 1989 „MADE IN JAPAN“.



LEXUS FORUM BERLIN | M.C.F. Motor Company Fahrzeugvertriebsgesellschaft mbH | Ollenhauerstraße 9-13
13403 Berlin | www.lexusforum-berlin.de

Nehmen Sie Kontakt zu uns auf.



¹Ein unverbindliches Finanzierungsangebot der Lexus Financial Services (eine Geschäftsbezeichnung der Toyota Kreditbank GmbH, Toyota-Allee 5, 50858 Köln) für den Lexus LBX B-SUV Basis 1,5 Liter VVT-iE Benzinmotor: Fahrzeugpreis* 32.990,00 €, abzgl. Aktionsrabatt: 2.203,43 € zzgl. Überführung in Höhe von 1.570,00 €, Anschaffungspreis: 30.787,57 €, Anzahlung 3.500 €, einmalige Schlussrate: 19.794,00 €, Nettodarlehensbetrag: 27.287,57 €, Gesamtbetrag: 29.147,00 €, Vertragslaufzeit: 48 Monate, gebundener Sollzins: 1,97 %, effektiver Jahreszins: 1,99 %, 47 mtl. Raten à 199,00 €. Das Finanzierungsangebot gilt nur für Privatkunden bei Anfrage und Genehmigung bis zum 31.12.2025.
²Unverbindliche Preisempfehlung der Toyota Deutschland GmbH, Toyota-Allee 2, 50858 Köln, inkl. MwSt., zzgl. Überführung in Höhe von 1.570,00 €. ³Bis zu 15 Jahre Garantie mit Lexus Relax: 3 Jahre Neuwagen Herstellergarantie + max. 12 Jahre Lexus Relax Anschlussgarantie der Toyota Motors Europe S.A./N.V., Avenue du Bourget, Bourgetlaan 60, 1140 Brüssel, Belgien.

Verstörendster „Tatort“ des Jahres

„Mike & Nisha“ heißt der neue Fall fürs Ludwigshafener Team

Wenn sich das Jahr dem Ende zuneigt, fängt man ja gern an Bilanz zu ziehen. Listen werden gemacht von Sachen, die besonders waren, an die man sich erinnern will. Preise werden vergeben. Der beste Roman wird gekürt, die beste Serie. Wir würden, bevor wir’s bis zwischen den Jahren wieder vergessen, schnell den verstörendsten „Tatort“ auszeichnen.

ELMAR KREKELER

Er geht an „Mike & Nisha“. Geschrieben hat ihn Annette Lober, Didi Danquart hat ihn in Szene gesetzt. Er spielt in Ludwigshafen – für Kriminalhauptkommissarin Lena Odenthal ist es die 82. Mörderjagd seit Ende Oktober 1989. Genauer gesagt im pfälzischen Frankenthal. Noch genauer am Emil-Nolde-Ring. Die Isenach ist nicht weit, viel Wald und die B9. Die braucht man auch, um schnell weg zu kommen, nach Frankreich oder Pirmasens. Weil man am Emil-Nolde-Ring, jedenfalls nach dem, was man von ihm in „Mike & Nisha“ zu Gesicht bekommt, auf gar keinen Fall über einem der Zäune zwischen den Eigenheimen hängen möchte, nicht einmal halbtot. Die Schaubs wohnen da. Und Gerlinde (rechts von ihnen) und Erwin (links). Gerlinde trinkt beim Vorlesen für ihre greise Mutter und auch sonst gern Kirschlikör. Den Erwin, der kontrollfreakige Protofaschist von nebenan, als notgedrungener Abstinenzler verweigert, was ihn aber auch zu keinem angenehmen Zeitgenossen macht.

Mike und Nisha könnten ihn vertragen, den Likör. Sie besuchen die Schaubs. Das sind Mikes Eltern. Die wollen in der Nacht mit dem Camper los in die Ferien. Und Mike und Nisha am nächsten Tag heiraten. Das wollten sie ihnen rasch noch sagen. Und dass Nisha schwanger ist. Sie stehen vor der mit schmiedeeisernen Girlanden verzierten Tür des Hauses, in dem die Zeit seit einem halben Jahrhundert stillsteht und das – wie der ganze Emil-Nolde-Ring – gut als Museum für die Miefigkeit der frühen Siebziger taugen würde. Es ist hoher Sommer, die Sonne hat die Farben aus dem Film gebrannt wie die Zeit das Leben aus den Menschen in Frankenthal.

Eine Katze haben die jungen Liebenden – ein schönes Paar mit gruseligen Frisuren – mitgebracht und Blumen. Die Katze, das soll Vater Schaub beruhigen, löst keine Allergien aus. Was die Eltern allerdings mit der neuen Katze im Camper sollen, ist eine jener Fragen, die man sich in „Mike & Nisha“ nicht stellen sollte. Und auch wurscht. Weil die Katze keine fünf Minuten später tot ist. Der Vater – Dreiviertelsommerhose, Sandalen – hat Nisha komisch angeschaut, den Sohn kann er sowieso nicht leiden. Als das mit der Schwangerschaft ruchbar wird, explodiert er. Dann explodiert überhaupt alles. Den Vater trifft ein Schürhaken am Kopf. Mike und Nisha steigern sich in einen Blutrausch.

Sowas kennt man ja. Von Familiendramen aus Boulevard-Blättern. Und von Horror-Serien. Und wäre an sich verstörend genug. Für die eingangs erwähnte Auszeichnung hätte es nicht gereicht. Auch wenn Lober und Danquart schon bis dahin alles getan haben, einen bekommen ahnen zu lassen, dass man an der Seite von Lena Odenthal und ihrem immer größer werdenden Ludwigshafener Team unterwegs zur Lösung des dunklen Geheimnisses, das dieser Detonation des Bürgerlichen zugrunde liegt, in einem fort hin- und wieder wegschauen, manchmal einfach fliehen mag aus dem Wohnzimmer.

Es kommt schlimmer. Eine achtzigminütige Fluchtgeschichte schließt sich an um gewaltige psychologische Löcher und kavernentiefe logische Brüche. Ein enormes Kunstwollen ist am Werk und geradezu abenteuerliches dramaturgisches Ungeschick. Shakespeare wird zitiert, das Drama der beiden Königskinder, die nicht zueinander kommen sollten, geht einem ans Herz, Lena Odenthals neu zusammengesetztes Ludwigshafener Team schon jetzt auf die Nerven. Ständig schwankt man zwischen Fasziniert- und Abgeschrecktsein.

„Mike & Nisha“ ist wie einer der Wollpullover, die man jetzt aus dem Schrank holt. Er ist schick, er wärmt, man mag ihn. Aber er kratzt, übers Jahr ist er komischerweise zu eng geworden. Man will ihn ganz schnell wieder loswerden, wenn man in ihm steckt. Verstörend.



GETTY IMAGES/CLAUS VEDFELT; GETTY IMAGES/PHOTODISC/GRANT FANT; GETTY IMAGES/SCIENCE PHOTO LIBRARY RF; GETTY IMAGES/JOHN KEEBLE; GETTY IMAGES/MOMENT RF/TRAVELCOUPLES; GETTY IMAGES/MEMENT PHOTOGRAPHY

Aua, aua, wie das wehtat, vor fünf Jahren „Allegro Pastell“ von Leif Randt zu lesen. Seine Hauptfiguren Jerome und Tanja waren bei ihrer Selbstumrundung so von sich eingenommen, dass sie ein perfekt polierter Spiegel für meine Millennial-Generation waren: „Jerome mochte den Gedanken, dass er sich selbst gegebenenfalls unerträglich finden würde, könnte er sich hier in der U4 von außen sehen.“

JULIAN THEILEN

Ja, solche Sätze schrieb Leif Randt wirklich. Und nein, sie waren nicht mal irre. Sie sind realistisch. Jedes Gefühl, das andere haben könnten, muss bei Jerome immer mitgedacht werden. Es ist sein zwanghafter Versuch, die Enttäuschung, die Ablehnung, aus dem eigenen Leben in weiser Voraussicht auszuradieren. Nur – das müsste auch Jerome wissen – weil man sich selbst seiner Unerträglichkeit bewusst ist, löst man sie damit nicht automatisch beim anderen auf. Obwohl „Allegro Pastell“ hätte wachrütteln können, hat sich seitdem nicht viel verändert. Die hyperreflexive Selbstverortung ist nach wie vor die Leitwährung im öffentlichen Internetdiskurs, der vor allem eines belohnt – Gefühle. Oder sollte man sagen: die Simulation von Gefühlen? Denn das hat Leif Randts Roman auch klargemacht: Wenn jedes Gefühl, jeder Gedanke erst mal durch den diskursiven Fleischwolf gedreht wird, bleibt am Ende gar nicht mehr so viel übrig außer kalte Distinktionspampe.

Die Selbsterkundung begann im vergangenen Jahrhundert als Emanzipationsprojekt. Raus aus dem Joch der Kernfamilie, die nur Repression und Enge bereithielt. So versprach es die 68er-Bewegung, die sich vom stark autoritären Über-Ich ihrer Elterngeneration lösen wollte. Die Anforderungen von Familie, Kirche und Staat legten schwere Ketten an. Das Sprechen über Gefühle sollten diese Ketten sprengen. Wer seine innere Wahrheit kennt und ausdrückt, ist frei, so die allgemeine Annahme. Wer sich fühlt, ist nicht mehr unterworfen. Die Revolte hatte tatsächlich kleinere und größere Erfolge zu verzeichnen. Die kirchlich-bürgerliche Sexualmoral wurde herausgefordert, der Familienvater als letzte Instanz infrage gestellt, die NS-Vergangenheit nicht länger totgeschwiegen.

Aber – und das zeichnet die israelische Soziologin Eva Illouz in ihrem Buch „Die Errettung der modernen Seele“ treffend nach – die ganz große politische Veränderung blieb dann doch aus. Weil innere Arbeit immer weniger für soziale Projekte genutzt wurde, sich dafür immer mehr in Selbstoptimierung erschöpfte. Die Vermessung des eigenen Ichs wurde zum großen Lifestyle-Projekt. Die Folgen sehen wir heute. Nahezu jeder junge Mensch kann heute mit psychologischen Begriffen herumhantieren und verlangt das auch vom Gegenüber.

wieder raus durfte, herrschte nebenan plötzlich Krieg.

Ziemlich deprimierend das alles. Aber: keine Revolution, sondern lieber weiter Rückzug in die eigene Psyche, die nun pseudo-individuelle Lösungen für die missliche Lage finden soll.

Und das Gefühlstheater beäugt all diejenigen kritisch, die da nicht mitmachen wollen. Wer angesichts der multiplen Krisen sein Unwohlsein nicht öffentlichkeitswirksam ausstellt, steht im Verdacht, unsensibel zu sein. Ich werde folgendes Chatprotokoll einer journalistischen Redaktion (nicht

Früher nannten sie es „Leben“. Wir sagen jetzt „Krankheit“ dazu

Trauer halten sie für eine Krankheit, die „gefixt“ werden muss, und wenn sie mal Liebeskummer haben, legen sie sich gleich beim Therapeuten auf die Couch: Als Kind der Generation Psycho habe ich es lange genauso gemacht. Bis mir ein schrecklicher Verdacht kam

WELT) nach der Rückeroberung der Taliban in Afghanistan 2021 nicht vergessen: Verzweifelte Afghanen hängten sich an Flugzeuge, um das Land zu verlassen, aber um sie ging es in den Chats nicht. Es ging um Journalisten, die dieses Leid nicht ertragen. Eine Kollegin schrieb bei WhatsApp: „Wie gehen wir mit den belastenden Bildern um? Brauchen wir Triggerwarnungen innerhalb der Redaktion? Wenn ihr abends Panikattacken bekommt, nicht schlafen könnt, weil die Bilder so krass sind, sagt etwas!“ Eine andere Kollegin antwortete: „Ich find das gut, dass du das ansprichst. Ich denke, dass da Transparenz und drüber reden hilft. Ich habe vor fünf Jahren mal mit syrischen Flüchtlingen gearbeitet, deren Füße auf der Flucht abgestorben sind. Das kommt jetzt alles wieder hoch.“ Was hier sichtbar

wurde: Gefühle werden nicht mehr als Reaktion auf die Welt verstanden, sondern als Inhalt, um den die Welt kreist.

Vielleicht bin ich auch einfach enttäuscht von meiner eigenen Therapiekarriere. Zarte 20 Jahre war ich alt, als ich das erste Mal in das gutmütige Gesicht meines Psychiaters um die 60 schaute. Ein Liebeskummer hatte mich schwer getroffen, ging über das Übliche hinaus, so sah ich das damals. Ich konnte nicht mehr schlafen, nicht mehr denken, nicht mehr essen, wenn sie nicht antwortete. Wie ein Zombie

eine paranoide Persönlichkeitsstörung auch. Ich bin ein Wrack.

Die Selbstpathologisierung erfüllte, jetzt weiß ich es, natürlich einen Zweck. Sie diente dazu, mich den schmerzhaften Gefühlen nicht aussetzen zu müssen. Auf perfide Art stabilisierte mich das zwanghafte Kreisen um mich selbst. Ähnlich wie bei Jerome, der Romanfigur von Leif Randt. Jerome kann die Vorstellung nicht ertragen, ein anderer könnte seinen Anblick unerträglich finden. Deshalb denkt er einfach selbst, dass er unerträglich ist. Ein Schutzfilm gegen die echten Verletzungen dieser Welt.

Die sogenannte Psycho-Industrie nährt mit immer strengeren Diagnosekriterien das kollektive Gefühl, dass mit uns etwas nicht stimmt. Früher war ein Trauerfall in der Familie ein Ausschlusskriterium für eine Depression. Trauer ist ein menschliches Gefühl und keine Krankheit. Heute kann aber schon wenige Wochen nach dem Tod eines engen Angehörigen eine Depression diagnostiziert werden. Die Folgen sind nicht zu unterschätzen. Immer mehr Menschen rennen zum Psychologen, um ihre weniger schönen Gefühle zu „fixen“. Psychologen stellen Diagnosen und rechnen mit der Krankenkasse ab. Die Patienten, die keine sein müssten, begreifen sich als krank und kreisen noch mehr um sich selbst, um das „Problem“ zu lösen. Ein Teufelskreis.

Statt ein Gefühl wie im Spiegelskabinett auf der Kirmes von jedem Winkel zu begutachten, bräuchte es wieder Bereitschaft, das Gefühl zu fühlen. Marian, die Hauptfigur in Leif Randts neuestem Roman, der ironischerweise „Lets talk about feelings“ heißt, versucht es zumindest. Mit seinem *crush* Kuba geht er ins Berliner Olympiastadion. Das ist lustig, denn die manchmal archaische Fußballkultur wird von einem distinktionssüchtigen Metameta-über-sich-selbst-Nachdenker wie Marian eigentlich als die niedere Kultur begriffen. Aber er ist hier, zwischen grölenden und saufenden Fans wirklich mal glücklich, ganz bei sich. „Wow das war ziemlich krass“, sagt Marian zu Kuba, als er von den Pisssoirs zurückkommt. „Ich hatte Angst, dass ich im Gedränge zwischen all diesen Typen gar nicht könnte. Ich wurde an der Rinne gefragt, ob ich für Lautern oder für Hertha sei. Dann habe ich von dir erzählt. Und dann ging’s irgendwann doch.“ Ja, in der Liebe zu Kuba verwindet seine Scham auf – ja, schon krass – diese Gefühle.